

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62031

aber mit den Eiern, das leuchtete ihm ein. Nein, so ließ er sich doch von der Müller-Kathrin nicht übers Ohr hauen.

„Man kann's ja auch an dem Hinkenden seinen Kalendern nachzählen,“ so meinte mit pflüßigem Gesicht der Ratschreiber.

„Wichtig, Ratschreiber, genau richtig,“ rief da der Hinkende, „denn der Kalender geht ja mit dem Jahrhundert! Für das Jahr 1801 kam der erste heraus*) und jetzt — fürs Jahr 1900 nämlich — was ist da für einer da? Der hundertste! Also ist auch das Jahrhundert erst voll, sobald das 1900ste Jahr erst wirklich und vollständig abgelaufen ist. Stimmt's, Peter, oder stimmt's nicht?“

„Donnerschlag, ja es stimmt,“ schrie da der Peter, der nun vollständig überzeugt war, sich aber darüber ärgerte, daß es mit seinen wissenschaftlichen Gründen wieder nichts gewesen war, „laßt mir meine Ruh!“

„Von Herzen gern, Peter,“ erwiderte der Hinkende, „aber um ein Haar wär's dabei zu spät geworden, und es ist doch noch zum Schluß des alten Jahrhunderts etwas ganz Besonderes zu sagen, das Euch alle, liebe Freunde, gar sehr viel angeht. Das aber betrifft unser allgeliebtes specielles Vaterland, das schöne Badnerland.“ —

Wie? Was? Das Badnerland? Ei, wie spitzten sie da alle die Ohren; der Löwenwirt steckte seinen dicken Kopf zwischen den anderen Köpfen hindurch und in die Tafelrunde hinein, um nur ja nichts von dem zu überhören, was der Hinkende noch zu sagen hatte; die Frau Löwenwirtin aber wischte sich geschwind die Hände an der Schürze ab und kam hurtig vom Schenktisch herzu.

„Ja, unser gesegnetes badisches Land betrifft es,“ fuhr der Hinkende fort, „denn dieses Jahrhundert ist das erste, das unser teures Vaterland in der Verfassung, in der es heute ist, hinter sich hat. Als das vorige Jahrhundert die Thür hinter sich zumachte, war das Land Baden noch ein zartes kleines Pflänzlein. Wie Ihr daheim im Garten so ein Pflänzlein unter dem Topf haltet, daß ihm nur ja kein rauhes Lüftlein ankommt, so deckte unser Baden dazumal noch fürsichtig der Kurfürstenhut. Das neue Jahrhundert aber brachte ihm eine gar gute, gedeihliche Witterung; da hat sich das Pflänzlein geredt und gestreckt. Es ist gar furchtbarlich ge-

*) Wie der Kalender in seinem ersten Jahrzehnt ausschaut, das mag der geneigte Leser an dem Blatte erkennen, das wir auf Seite 43 hingelegt haben; es ist dies ein naturgetreues Konterfei des damaligen Titelblattes.

diehen, und bald strahlte über ihm anstatt des bescheidenen Kurhutes — es aufs beste schirmend und während — die großherzogliche Krone. Mag darunter unser Land auch im neuen Jahrhundert aufs fröhlichste so weiter gedeihen wie bisher, zur Freude Deutschlands und zum Stolze aller, die zu Baden gehören!“

Der Hinkende hatte sich erhoben und mit ihm die ganze Tafelrunde. Was gab es da für ein fröhliches Klingen der Gläser: „Unser badisches Land soll leben, hurra! und unser Großherzog, hurra, hurra!“

Mit einemmale aber ward es still, denn die alte Schwarzwälderuhr hatte zum ersten Schläge der Mitternacht ausgehoben; ein Schlag um den andern tönte laut und scharf durch des Löwenwirts Gaststube.

„Da ist es, das neue Jahrhundert!“ rief der Hinkende. „Mag es allerwegen nur Gutes bringen! Mag es die streitenden Völker auf immer vereinen und mag es keinen Krieg zu Gesicht bekommen.“

Der Kalender aber wird munter weiter gemacht. Ein Jahrhundert hätte er hinter sich, nun kommen die anderen dran.“

Damit trank der Hinkende seinen Schoppen leer und nahm freundlichen Abschied von allen. Als er in die Kutsche stieg, rief ihm Peter der Barbier wieder verjöhnt nach: „Wir danken auch schon für die freundliche Belehrung,“ und der Löwenwirt küßte sein Käpplein und rief

dem Hinkenden noch nach: „Auf Wiedersehen im 20sten Jahrhundert!“

Die Auserstandenen.

Eine Ostererzählung von Ludwig Stark.

Am letzten Ostersonntag in der ersten Sonnenfrühe lagen unweit des Weges, der hinunter ins Neudorf führt, zwei verdächtige Gestalten. Gewiß! Die lagen nicht gerade da in bester Absicht hinter dem Busche am Berghange verborgen. Der ältere war ein Sechziger, der jüngere etwas mehr als ein halbwüchsiger Bursche von achtzehn bis neunzehn Jahren. Die Kleider der Wegelagerer, halb städtisch, halb bäuerisch, waren nur oberflächlich instand gehalten, nur gerade, daß die Haut nicht sichtbar war; die Gesichter sprachen von Unglück und Arbeitsunlust, von Ärger und Verbitterung zugleich. Besonders im Gesichte des Alten lag eine starke Herbheit wie von einem fest gefassten Entschlusse.

„Satt hab' ichs!“ sagte der Alte in branntweinheiserem Tone und gab sich kräftigen Faust- und



Wie? Was? Das Badnerland? Ei, wie spitzten sie da alle die Ohren.

Altenbogenrud. „Und anders werden muß 's; ist's
it im Guten, so dann im Bösen!“

Der Junge, der auf einem Steine hockte, den Ellen-
bogen auf dem Knie, den Kopf auf die Faust ge-
stützt, machte dazu unwirlich: „Hm!“ —

Dann schwiegen sie wieder beide, indem jeder den
angeregten Gedanken auf seine eigene Weise bei sich
eiter spann.

Sie hatten einst bessere Tage gesehen, die zwei,
enigstens der Alte, der Vater, denn der Junge war
noch ein ganz kleiner Bube, der nichts davon ver-
stand und empfand, als bald nach dem Tode der
Mutter durch Missernte, Brandunglück und auch durch
des Vaters eigenes Verschulden dieser soweit zurück-
kommen war, daß er sein Bauerngüttele hatte im-
stliche lassen müssen. Dieses letztere lag etwa fünf
Stunden weiter drin im Gebirg und hatte viele Jahre

inen Mann ernährt,
obdem sein Besitzer
manchmal etwas mehr
er seinen Trunk und
unter den Karten auf
im Wirtstische liegen
eß, als gerade gut und
stetig gewesen war. Und
er Bauer hatte sich auch
daran gewöhnt, daß
die Wirtschaft von seinem
Leib versehen wurde.
hätte sie sich nur nicht
anzu Schanden, zu
vorne gesorgt und geschafft
nd nur ein paar Jahre
och gelebt, dann wäre das
nglück wohl abzuwenden
wesen; dann hätte
ich die damals erst
njehnjährige Tocht-
r leicht an Stelle der
Mutter treten, ja, bei
rem resoluten Wesen
anz ganz ersetzen kön-
n!

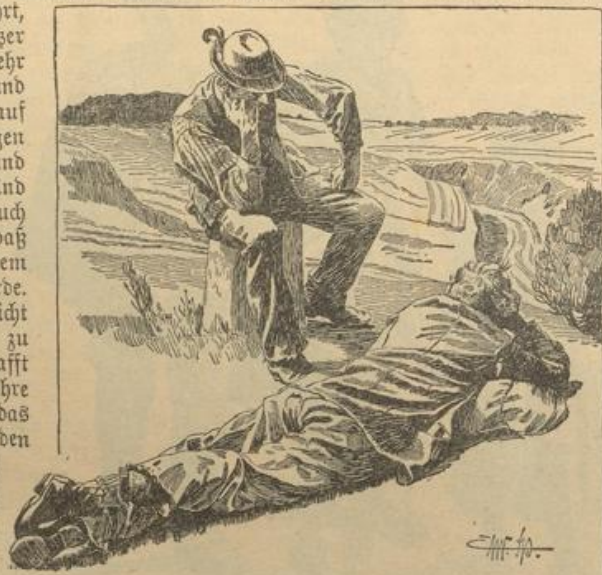
Aber es sollte nicht so kommen; dem
ofsbauern starb das Weib zu ungelegenster Zeit;
er Matthies kam vom Hof ganz auf den Hund, und
war schnell bei der Hand, das Schicksal allein für
le ihm widerfahrne Unbill verantwortlich zu machen.
er verbiß sich in dem Gedanken, daß er unendliches
nglück gehabt hätte, während er es doch zum Teil
lbst verschuldete, ward immer verbitterter und ver-
oekter und so auf dem natürlichsten Wege bald ganz
n Lump.

Seine Tochter, die fünfzehnjährige Leni, war vom
Klage der Mutter, das heißt: rechtschaffen, fleißig,
stetig. Nicht zweimal wollte sie sich daran er-
mern lassen, daß sie groß und stark genug sei, um
ch den Lebensunterhalt selbst erwerben zu können.
sie war gegangen, hatte schnell einen guten Dienst
kommen und auch einigemal von sich Gutes hören
issen, bis auch sie ihre, von kindlicher Anhänglich-

keit zeugenden Nachrichten, als sie gänzlich unberück-
sichtigt blieben, fortzusetzen unterließ. Der ehemalige
Bauer Matthies ging fort als Tagelöhner und Stein-
brucharbeiter, seinen fünfjährigen Jungen der Ge-
meinde überlassend; er zog hierhin, dorthin. Ab
und zu tauchten wohl gute Vorsätze in ihm auf,
wenn er sich seiner schönen Kindheit, Jünglings-
und Ehezeit erinnerte. Die Anfälle aber gingen immer
bald vorüber.

Die Jahre vergingen. Des Matthies Bub, der
Martin, entwuchs der Schule und wurde dem Vater
eines schönen Tages wieder zugestellt. Der Alte
hätte nun wohl alle Ursache gehabt, sich auf sich selbst
und seine Vaterpflicht und -liebe zu besinnen; aber
er sagte die Sache anders auf; er wollte sich in dem
Jungen einen gefügigen Genossen für seine schlechten
Streiche heranziehen, einen, der ihm gehorchen und

seine verdorbenen und
verderbten Ansichten
über die „schief ge-
wordene Weltordnung“
in sich aufnehmen
mußte. Der Matthies
hatte indes mit dem
Buben doch nicht so
ganz leichtes Spiel.
Denn dieser — wenn
auch noch nicht charak-
terstark genug, um dem
Vater und dessen so
erbärmlichen Lebens-
grundfäden gegenüber
andere, bessere Ansichten
durch die That zu ver-
treten — setzte diesem
doch einen gewissen
Widerstand entgegen,
mit dem der Alte nicht
so leicht fertig wurde.
Das verdroß den Mat-
thies nicht wenig! Vier,
fünf Jahre waren sie



„Satt hab' ich's, und anders werden muß 's.“

so mitsammen durchs Land gezogen, nirgends that's mit
dem nunmehr durch die Lebensweise auch noch entkräf-
teten Alten lange gut, und den Jungen wollte dieser
wieder nicht allein gehen lassen, weil der Martin doch
leichter Arbeit bekam oder behielt und dann den Vater,
wenn auch nur notdürftig, mit erhalten konnte. — Aber
sie waren schon überall berüchtigt. Feldarbeit schmeckte
dem Alten nicht; der Lohn war zu gering und der
Reid quälte ihn obenein zu sehr dabei, — er war ja
selbst einmal ein Bauer gewesen und hatte Knechte
gehabt! — Kurz, mit der Feldarbeit war's nichts.
Sie gingen mehr in die Steinbrüche, — dazu war
aber der Alte schon zu schwach, und im Winter geht's
da auch stille zu. Nach der langen letzten Frostzeit
hatten sie aber in einem großen Bruche wieder Arbeit
gefunden, — der Alte für eine Woche, der Junge
für deren drei. Während der letzten von diesen konnte
der Alte indessen seine Unruhe schon nicht mehr be-

meistern, und es war ihm ganz erwünscht, als der Bruchverwalter des Vaters wegen auch dem Sohne Feierabend bot, weil er fürchtete, daß die beiden unruhigen Köpfe ihm die übrigen Arbeiter verderben würden. Woher nun aber neue Arbeit bekommen?

Die beiden hatten fast schon bei allen Brüchen und Werken der Nachbarschaft vorgeprochen, und wo sie noch nicht waren, da kannte man sie bereits genügend, und sie konnten sich die Mühe der Nachfrage ersparen. Vier Wochen waren sie schon brot- und arbeitslos gewesen an jenem Sonntage, an welchem unsere Geschichte spielt. Die wenigen Groschen des letzten Lohnes waren aufgebraucht, und der Bettel des Alten, an dem sich der Junge nicht beteiligen wollte, brachte nicht viel. Feldarbeit gab's noch nicht. Mißmutig und hungrig saßen sie hinter jener Hecke am Abhang, und nur in die Empfindungen Martins, des Jungen, schlich sich mit dem Frühgeläute der Festtagsglocken ein wärmeres Gefühl; er dachte an die früheren Ostertage, die er in seinem stillen Heimdorfe verbracht hatte. Was sollte denn nur aus alledem werden? Denn es war klar, der Vater war schon so weit, daß er sich mit Gewalt verschaffen wollte, was ihm auf dem Wege der Arbeit und des Bettels versagt blieb. Was thun? Den Vater verlassen — oder mit ihm zu Grunde gehen?

„Red doch einen Ton!“ murkte Matthies nach einer Pause, während welcher er umsonst eine Äußerung seines Buben über seinen halbversteckten Vorschlag, „im Bösen“ was zu verrichten, gewartet hatte.

„Du halt, was d' magst!“ erwiderte da der Junge in derb unwirschem Tone, „ich weiß nichts mehr! 's best' wär' freilich, du gingst heim in die Gemeind! Ich findet meinen Weg dann allein; mir brauch' mein Lebtag keiner mit saurer Mien' 's Gnadenbrot z' reichen.“

„So? Und ich soll's hinunterfressen, meinst? das schlechte Brot von den prozigen Bauerngütern, die sich sonsthin oft genug bei mir haben bedanken müssen! — Lieber stehlen, oder gar einen heimlich niedermachen, von dem ich weiß, daß ihm was zu nehmen ist!“

„So thu halt, in Teufel's Namen, wie du magst; schlechter wie jetzt kann's uns schon nimmer gehen!“

Da läutete es wieder im Pfarrdorfe drüben; die Bauern gehen mit den mit Körben versehenen Weibern und Dirnen fromm und still ihres Weges nach ihrem eine halbe Stunde entfernten Dörfchen zurück.

„Da wär' mancher drunter, der leicht was misen könnt', wär's auch nur gegen den heutigen Hunger und Durst, — aber ankommen kann man ihnen nicht, wo ihrer so viele sind!“ so knurrte der Alte halb für sich.

Der Junge sagte gar nichts mehr. — Nahezu leer war bereits der Weg, so weit man ihn übersehen konnte. Da kamen zwei Kinder daher, ein Mädchen von etwa sechs und ein Knabe von kaum fünf Jahren. Schön sauber waren sie ge- kleidet. Sie trugen zu- sammen an einem mäßig großen Korte, den sie von Zeit zu Zeit niederstellten, um zu rasten und mit den Händen beim Tragen abzuwechselfen.



Wie willenlos gingen die beiden Großen neben und hinter den Kindern her.

„Die haben sicher, was wir brauchen,“ hob der Alte wieder an; — „nirgend's ist jemand zu sehen; langsam sind s' auch; geh hinunter und nimm den zwei Schnecken ihre Last ab, — wir haben genug dann für etliche Tag!“

„Geh du,“ antwortete der Bube, „ich mag nichts von der Sach' wissen!“ Aber er erhob sich doch zugleich mit dem Vater, wie willenlos und vom Hunger gereizt, und beide stiegen hinab, den Kleinen entgegen.

Wiederum war es der Alte, der den Angriff auf sich nahm und mit gut geheuchelter Freundlichkeit die Kinder anredete: „No, wo hinaus geht's denn schon in aller Herrgottsfrüh mit dem Korb voll Zeug? Ha!“

„Heimwärts!“ antwortete das Mädchen ahnungslos. „Wißt's denn Ihr nit, daß am Ostermontag Kost und Trunk geweiht wird für die Feiertag? Da ist Fleisch und Butter, Eier, Brot und Wein drin. In der Kirch' waren wir und sind ein wenig spät dran, weil der Korb gar so viel schwer ist und wir so oft rasten müssen. Geht Ihr den gleichen Weg, dann, bitt schön, helst uns ein Streckl tragen, daß s' schneller geht!“

Martin, des Alten Bube, schaute betroffen die Kinder an.

„Ich, Vater,“ sprach
das Kind recht, und
ich noch ange, ich re
Der alte Matthies
ich zum Schluß gan
„Bel d' Mutter tra
Widerl' getrag' haben,
Martin soll's beigen.
Kopfnick erbrach
in die nur doch ein
an dem ersehnten Zi
„So! Martin? Un
sich, denn trug' ich
Zweimäßig gaten
bei Alten und sehr
heiß' Matthies; den
soll' so g' heißen. W
der Vater ist der Ba
Wiß und Biech grad
Wunder kleben, und
sich allein zur Kir
— und ich heiß'
wie die Großmutter
sich tragt uns den
Am auch ich mi
Wen, daß in jeder
knack's Leben was
s' halt einen Aug
schreit. Jetzt ich
ich demsel' behalt
Kugel, gleichwie e
samm nicht.
Wie willenlos e
und hinter den K
und haben sie nit
im Aufstehen di
an Rücken und
und aus den B
Nimm' dimitin
in der liebe G
de Wiedererwa
hine werden la
Wöllig wie g
sties seine freie
Handklopfen i
wehmütiger Aus
bei; — er sag
sich. Dann kiez
und hob mit he
in die Höhe. E
„L's democh
laut vor sich hin.
Genies' negegen
schlich, trotz der
und Hofnungstie
näher, er stürzte
verstand jetzt alle
„Ganzst, daß
kann, zum rüj

„Hör, Vater,“ sprach er halbleise, „hör doch, wie das Dirndl red't, und schau ihr nur in die Augen! Mir wird angst, ich weiß selbst nit, warum.“

Der alte Matthies fuhr ohne weiteres fort: „Wohin gehöret ihr denn und warum seid ihr allein so früh zur Weihnacht' gegangen?“

„Weil b' Mutter krank ist, weil wir ein kleines Brüderl gekriegt haben. Und morgen ist Tauf und Martin soll's heißen. Vom nächsten Dorf sind wir!“

Nochmals erschrak des Matthies Bub, ohne daß der Alte nur durch eine Miene gezeigt hätte, daß er an dem erschreckten Staunen seines Sohnes teilnahm.

„So? Martin? Und wie heißt denn du? Sag's schön, dann trag' ich dir auch ein Stück den Korb!“

Bereitwillig gaben die Kinder diesen in die Hände des Alten und sehr eifrig sprach der Kleine: „Ich heiße Matthias; der Großvater, sagt die Mutter, hätt' so g'heißen. Und die Mutter heißt Leni, und der Vater ist der Wurzersepp und hat Acker, Wald, Wief' und Vieh grad gnug. Die Dirn ist bei der Mutter geblieben, und wir sind doch groß und können schon allein zur Kirch' und —“

— und ich heiße Marie,“ fiel die Schwester ein, „wie die Großmutter! So, jetzt wißt Ihr alles und jetzt tragt uns den Korb sein recht weit!“

Nun auch sah man an dem unstätigen Blick des Alten, daß in seiner fast vertrockneten Seele noch ein schwaches Leben war, das sich zu rühren begann. Er hielt einen Augenblick inne in seinem langsamen Schritt. Jetzt sah er die Kinder fester an und hielt sich darauf beschattend die Hand über die geschlossenen Augen, gleichwie einer, der sich gut auf was besinnen möchte.

Wie willenlos gingen die beiden Großen neben und hinter den Kindern her; es war, als hörten und sähen sie nichts mehr. Die Sonne erwärmte im Aufsteigen die frische unbewegte Luft; die Knospen an Bäumen und Sträuchern waren am Aufspringen, und aus den Zweigen sang der Fink sein lustiges „Witwit diwitit!“ Es war ein Frühlingmorgen, wie ihn der liebe Gott zur Feier der Auferstehung und des Wiedererwachens seiner Schöpfung nicht schöner hätte werden lassen können.

Völlig wie gedankenabwesend legte der alte Matthies seine freie rechte Hand auf der kleinen Marie Blondköpfschen und strich ihr das glatte Haar; ein wehmütiger Ausdruck mischte sich seinen herben Zügen bei; — er zog das Mädchen leicht und zagend an sich. Dann blieb er stehen, stellte den Korb nieder und hob mit beiden Händen den kleinen Matthias in die Höhe. Seine matten Augen erglänzten.

„Ob's dennoch gut werden kommt?“ fragte er halblaut vor sich hin. Es mußte was Schönes in seinem Gemüte vorgegangen sein — der alte Lump sah ganz plötzlich, trotz der Fehen an seinem Leibe, festtätig und hoffnungsfreudig aus. Sein Sohn trat ihm näher, er stützte den Alten und nahm den Korb; er verstand jetzt alles.

„Glaubst, daß dein Vater einen Knecht brauchen könnt', einen rüstigen, fleißigen, weißt, der aber im

vornhinein ein Stück Geld begehrt, um sich und dem Alten da ein Gwand zu schaffen?“ so fragte nach einer Pause im Weiterwandeln der Martin die kleine Marie.

„Da frag ihn selber!“ sagte diese, „dort kommt er grad aus unserm Hof und auf uns zu!“

„Ob's dennoch gut werden kommt?“ So hatte der alte Matthies gefragt, als am Ostersonntagmorgen auch sein verbittertes altes Herz noch einmal Aufstehung feiern durfte. Es ist gut geworden. Seine Leni war's ja, die hatte als eine brave, saubere Magd den jungen Wurzerbauern geheiratet gehabt und dieser hat an jenen Ostern seinen Schwager Martin als Knecht und den Matthies „zur Prob“ als Beihelfer für die Bäuerin ins Haus genommen. Lang hat die Prob' freilich nicht gedauert, denn der „Ahn!“ ist schon zu Herbst ein stiller Mann geworden. Das lange Stromereisend und der jähe Wechsel seiner Lage hatten ihn rasch morsch und stumm gemacht. Schade, er hat sich brav gehalten und das Kinderwarten an seinem jüngsten Enkel wieder ganz ordentlich erlernt gehabt. —

Und der Martin? Nun, der war ja im Kern von gesundem Holz und jung, und er hatte noch in seiner aller schlimmsten Stunde gesagt: er fänd' seinen Weg allein und ihm brauch' sein Lebtag keiner das Gnadenbrot zu reichen! Nein, es ist das nimmer nötig geworden.

Das Beichtgeheimniß.

Ganz dahinten in einem Zinken lebte Hans mit seiner Marei glücklich und zufrieden. Pechschuhe, Zwilchhojen und Jacke; eine Suppe mit Knöpfle, hie und da ein Stückle Speck mit Sauerkraut, ein Küchle dazu und Erdäpfel — das war zur Erhaltung seines Lebens und seiner guten Laune vollkommen genügend.

Alle diese Dinge aber hatte er ja zur Genüge. Im Stall standen auch drei Kühe und eine Geiß; die Hühner legten ihm fleißig Eier; zwei duftige Matten und einige Leckerchen Land trugen bei fleißiger Pflege und Bebauung soviel, daß er im Winter ganz geröstet mit seiner Marei am Ofen sitzen und in aller Gemütsruhe den Schneeflocken zusehen konnte, die um sein Häusle herumwirbelten. Nur an Samstagen ging er in die Stadt, um Eier und Butter und andere Produkte seiner Wirtschaft an den Mann zu bringen und dagegen Erdöl, Kaffee, Sichorie und andere Spezereien mit heimzunehmen. Diese Samstage — ja, das waren die Glanzpunkte seines Lebens; denn da erlaubte er sich ein Viertel Wein, ein saures Leberle und einen Becken. Poh tausend! — wie ihm das schmeckte! Und damit auch die Marei an seinem Glück ihr Teil habe, kaufte er jeweils eine Cervelatwurst und einen großen Becken extra und brachte ihr diese mit heim.

Viele Jahre war das so seinen Gang gegangen; der Hans und seine Marei — ohne Kinder und

weitab vom Gewühle der Menschheit, ganz auf sich angewiesen — genügten einander vollkommen.

Da, feierte der Lannenbuckbaschi seine Hochzeit mit des Rubelihanse Kätter, die schon längst einen Mann hatte haben wollen, aber ihrer krummen Beine und ihres laubstetigen Gesichtes wegen nicht besonders begehrt worden war. Jetzt war sie am Ziel, jetzt bekam sie einen Mann, und wenn er auch nicht der schönste war — es war doch ein Mann, und drum sollte es etwas hoch hergehen.

Die Kätter war mit dem Zinkenhanß und seiner Marei weitläufig verwandt, und drum wurden diese zur Hochzeit geladen und kamen auch. Auf dieser Hochzeit tanzte die Zinkenhanßbäuerin, weil der Zinkenhanß nicht konnte oder mochte, immer mit dem Besentoni, einem Lustibus erster Güte. Der Bursche tanzte wie verrückt, brachte die Zinkenhanßin von einer Aufregung in die andere, und als sie des Nachts mit ihrem Hans heimging, kam ihr dieser auf einmal ganz widerwärtig, dumm, wüst und eckig vor, und sie gab ihm keine oder nur verworrene Antwort; der Besentoni aber saß breitspurig in ihrem Herzen.

Am nächsten Samstag, als der Hans in der Stadt war, machte Toni der Zinkenhanßin seine Staatsvisite, wodurch sie sich sehr geehrt fühlte. Flink bereitete sie ihm einen Eierkuchen, setzte ein Gläsle Schnaps dazu und — bewirtete ihn auch sonst nach der Möglichkeit. Das wiederholte sich so alle Samstage, und der gute Hans, der Abends die Wurst und den Becken brachte, hatte keine Ahnung davon, daß derweilen ein Marder in seiner Hütte eingekehrt war.

Eines Abends aber bekam die Marei die Kolik; sie krümmte sich wie ein Wurm und meinte, es sei Matthäi am letzten.

„D je, Hans,“ schrie sie, „i muess sterbe, hol mer au d'r Herr, aß i no bichte cha!“

„Säll wird nit viel helpe, Marei. E Stund isch's bis zur Kirche. Bis i hört bi, d'r Pfarrer gweckt ha und bis mer mitenander do sinn, goht's drei Stund. Sieder chönntsch du sterbe-n und verderbe und ohni Bicht.“ Aber die Bäuerin wollte partout beichten und schrie und schrie in einem Stück nach dem Herrn Pfarrer. „Waisch was?!“ sagte da endlich der Hans. „Im Noisfall isch's Tausen erlaubt, so wird's mit em Bichte wol au si. Bicht du mir! Stirbsch nit, so isch's rächt, und 's Bichte schabei nit; stirbsch aber, he nu, derno heisch bichtet und chunnisch doch nit in d' Höll.“

Die Marei wollte erst nicht recht dran, als aber die Gebärmere immer mehr sich verwickelten und die Schmerzen immer unerträglicher wurden, glaube sie nicht anders, als daß ihr Ende da sei, und aus Furcht vor Teufel und Hölle verstand sie sich endlich dazu, zu beichten.

Der Hans zog also den Vorhang vors Bett vor, setzte sich dahinter und sagte: „So, Marei, jeh sang a; vergiß, aß ich d'r Ma bi; denk nur, d'r Pfarrer sitz do!“

Die Marei beichtete also, wie sie's gewöhnt war: erst Kleinigkeiten, läßliche Sünden, dann immer größere, schließlich stockte sie und kam nicht weiter. Der Hans aber merkte, daß sie noch etwas auf dem Herzen habe, und redete ihr zu „Marei,“ sagte er, „bicht ufrichtig und ehrlich, de waisch, wie's d'r noht, wenn d' unwürdig bichte ihuesch. D'r Lüsel hot bi enanderno, wenn d' stirbsch!“

Das wirkte. Unter einer Flut von Thränen gestand Marei dem Sepp, was sie mit dem Besentoni gehabt, und bat mit steinerweichenden Worten um Verzeihung, Absolution und heilsam Bueß.

„Des sollsch ha,“ schrie der Pseudopfarer ganz wild und sprang auf, „des sollsch ha, bigotis!“ Und mit diesen Worten packte er die Marei und würgte, drückte und knetete sie ganz fürchterlich im Bett herum, daß sie meinte, nun wär wirklich 's letzte Stündlein da. Aber es kam anders. Das Würgen und Kneten war ihr gerade heilsam gewesen. Alle die bösen und giftigen Stoffe in ihrem Körper waren untereinander



Der Hans zog den Vorhang vors Bett vor und sagte: „So, Marei, jeh sang a.“

geraten und hatten sich herausgemacht. Die Kolik war weg, wenn die Marei freilich auch am ganzen Körper grün und blau war.

„So,“ sagte Hans, als er des Schlagens müde war, „d' Bueß heisch, und i hoff, aß d' e Rit lang dra denkisch. Wenn i die Sache nit in d'r Bicht erfahre hätt, i ihät bi zum Loch us werfe. So aber muess i no still si derzue und schwige. Denn us d'r Bicht darf me nit schwäche. Aber wenn i d'r Besentoni emol atriff bi d'r, derno sinner g'lieferet, all beidi! Verstaande?“

Die Marei hatte es verstanden. Als der Toni am Samstag wieder kam, waren alle Thüren verriegelt, und die Marei rief ihm zum Fenster hinaus, er solle sich augenblicklich fortmachen, sie wolle nicht noch einmal halb totgeschlagen werden seinetwegen. Und der Toni ging und kam nicht wieder.

Der Marder
von Nagel



Wie Berber und
sie sind die höchsten
von dieser Gegend
haben Weiter höher
auf die beide eine
Nien und die
den Deutschen die
hätte, die Nien et
des Himmels. D
nächstem Kommt
dem Glauben de
der Dinge in de
Gegentwärtig
Weltuntergang,
Natur, de Welt
welche Sonne
lichter verschlo
leben folgt, t
zerstört.

Auf den me
an ersten, was
steigt; und me
senbet sie ihre
richtigenen
und Weid" gan
bauern, welche
benutzen, sind
reichten im gan
für erübdere
an Fortsetzen,
auch Fortschritte
man bezogen die
über längeren
gegründete Kollern
höher fort

Der Mann im Grund.
Von Maximilian Schmidt.



In einem Ausläufer des alpenreichen Wendelsteins liegt, nach Westen zu, in einer Höhe von über eilfhundert Meter eine umfangreiche grüne Hochebene, welche „Zu den Auen“ genannt wird. Zwei Berg-

höfe, Vorder- und Hinterasen, befinden sich dortselbst; sie sind die höchsten egeben im bayerischen Hochlande. Von dieser Hochebene aus erheben sich, noch etliche hundert Meter höher, der kleine und der große Niesentopf, die beide eine gar prächtige Aussicht gewähren.

Auen und Niesen! Die Niesen waren bei den alten Deutschen die ewig anstrengenden irdischen Naturkräfte, die Auen aber die Gewaltigen des Himmels. Die Auen und Niesen waren in fortwährendem Kampfe miteinander; des, als endet nach dem Glauben der alten deutschen Völker der Kampf der Dinge in der Welt niemals, weil jede Kraft auf Gegenkräfte stößt, bis die Götterdämmerung, der Weltuntergang, eintritt, indem die Urgewalten der Natur, die Niesen, ihre Fesseln brechen und die Wölfe, welche Sonne und Mond verfolgen, diese Himmelslichter verschlingen, woraus dann einurchbares Erdbeben folgt, das alle Ketten und Bande der Welt zersprengt.

Auf den weiten Auen der Auen strahlt die Sonne am ersten, wann sie über die östlichen Berge heraufsteigt; und wann sie wieder zur Miste geht, dann sendet sie ihre letzten Strahlen grüßend hinan zur reichgesegneten Vergebene. So sind da oben „Wun und Weid“ ganz besonders bevorzugt, und die Auenbauern, welche diese zwei höchsten, uralten Heimgstätten bewohnen, sind unter den Alpenbauern vielleicht die reichsten im ganzen Königreich Bayern.

Für ermüdete Wanderer giebt es dort, namentlich am Vorderasen, Stärkung jeglicher Art, da der Hof auch Finklerhaus ist, aus dessen saezierten Zimmern man bequem die Aussicht auf das Innthal, die gegenüber liegenden Berge und nach Süden hin auf das großartige Kaisergebirge genießen kann. Vor dem alten

Saher Finkler's Bote für 1900.

Bauernhofs aber stehen Tische und Bänke; eine ältliche Wirtshafterin bedient die ankommenden Gäste mit Speise und Trank und stets heiteren Reden, denn das Gend vom Thal steigt nicht soweit hinan; leicht wie die Bergluft ist da oben das Gemüt der Menschen.

Die Sonne war dem Untergange nahe. Auf den Bergen zeigten sich schon die Vorbereiten, indem sich die eriteren in violette Gewänder kleideten und goldene Kränze auf ihre Scheitel steckten.

Da schritt, vom Geschroffe des Niesentopfes kommend, ein Mann wie ein wahrhaftiger Niese daher, mit einem Gesichte, in welchem schon die kalten des Alters sichtbar waren, mit einer Adernase, struppigem, graumeliertem, lang herabhängendem Vollbarte und großen, funkelnden Augen. Diese wurden durch eine große, alte Hornbrille, die einfach mit Bindfaden hinten aufgewunden war, geschützt. Die Kleidung des Mannes bestand in einer schmutzigen grauen Lappe und einer kurzen Lederhose, welche infolge langen Gebrauchs in allen Farben spielte und so starr geworden war, daß sie bei jedem Schritte an die Knie klapperte. Vom zerfütterten Hut hingen lange, zersekte Hahnenfedern herab.

Um die Schultern trug der Mann einen alten Lederranz und auf dem Rücken ein Bündel Reisig und frisch gepflückte Kräuter. Ten eisenbeschlagenen Bergstock steckte er neben den schweren Bergschuhen fest in den Boden.

Am Auenhofs angekommen, schlug er mit dem Bergstock auf den Tisch vor dem Hause, warf sein Rückenbündel auf die Bank und wuschte sich, nachdem er den Hut abgenommen, den Schweiß von der Stirne.

„Na, der Feienbinder-Karl,“ sagte Trefei, des Auenbauern schon bejahrte, aber stets muntere Wirtshafterin. „Was is gfalli?“

„Bring mir a Glasl Enzian, — aber koan Fingerhuat voll — so, daß 's der Müah wert is, und a Kaaßl mit an Stückl Brot.“

„Glei sollst es habn,“ erwiderte die Hauslerin und eilte in das Haus, aus welchem sie alsbald wieder mit dem Gewünschtem zurückkam, worauf sie dieses mit einem „Glegn's Gott“ vor den Mann hinstellte.

Dieser tunkte das Brot in den Schnaps und erst, nachdem er einen Bissen geessen hatte, nahm er einen kräftigen Schluck zu sich.

„Was han denn da wieder für Kräuter zammgsuacht?“ fragte Trefei. „Is's denn wahr, daß d' Zauberkrautln draus macha kannst?“

„Wer jagt denn dös?“

„No, ha i d' Leut sag'n's.“

„Was wissen denn d' Leut? Muaf denn überall a Zauberei dabei sein?“

„No, ma jagt halt, daß deine Trankln a verschiedentliche Wirkung hätt.“

„Naturli habn's dös, so guat wie bei' Enzian da. Der wärmt di innawendi und macht wieder lebendi, wennst no so müad bist, und er is aa grad aus Wurzen gmacht. So hat halt a jed's Ding, dös in der Natur wachst, sei' Biumung. Nix giebt's,

dös zu nix nutz is. Aber wissen thuan's halt d' Leut nit, sehm nit die Gstudierten in der Stadt drin. Die Wunder, die in der Natur verborgen san, find't nur der, der in der Natur lebt und eindringt in ihr Walten, — aber dös verstehst du nit."

Der Mann trant seinen Enzian aus, und Trefei beeilte sich, ihm das Glas wieder zu füllen.

"Dös kost't nix, Karl," sagte sie, als sie das wieder-gefüllte Glas vor ihn stellte, „aber du muagst mir erzähln, wie so du auf alles kömma bist, und — leicht, daß i dir an Gfalln thuan kann mit ebbs, was i dir nacha anvertraum will."

"Dast ebba gar an Liabshandl, wo i mein Rat dazuagebn soll?" fragte Karl lächelnd.

"Natürli, i wär ja in die besten Jahr dazua," meinte Trefei lachend.

"I sag dir's nacha schon, aber'erstmöcht i wissen, auf welche Weis du dös worn bist, was d' jetzt bist. Du woagst, i halt was auf di und hab in letzter Zeit oft zu dein' Besten gred't, wenn d' Leut über di räsonniert habn.

Aber was nuht's, wenn ma nix gwis woag."

"Meinthalben!" sagte der Mann.

"Es is so schön und friedli da herobn bei dir, daß i mi gern a Weil da verhalt, und wenn's dir taugt, laßt mi im Heustabel übernachtn."

"Na, na, du kriegst schon a Bett," versprach Trefei.

"Bleib nur da; es gfreut mi."

"I hon in koan Bett gschlafn, so lang i denk," entgegnete der Besenbinder, „und in meine alten Tag will i's aa nimmer gwödhna."

"Ja, ja, du bist a bsunderer Mensch," meinte die Wirtschafterin. „Aber a Nachtesen wirst nit ver-

schmacha (verschmähnen); d' Kuchlbiirn richt scho was z'amm. Derweil aber — weil ma grad so alloa beisamm san und der Bauer erst spät hoamkömme wird vom Petersberg auffa, erzähl mir von dein' Lebn."

Der Mann entsprach ihrem Wunsche, nahm einen Schlud vom Enzian und erzählte alsbald, woher er war und wie es ihm bisher ergangen im Leben.

Arme, ehrliche Besenbinderseheleute zu Haidhausen bei München waren seine Eltern gewesen. Mit sechs Jahren verlor er seine Mutter.

Er besuchte die Volksschule zu Haidhausen; doch mußte er dazwischen mit seinem Vater hinauswandern in Wald und Auen, Besenreiser sammeln, um Besen zu binden. Wohl sämerten ihn sein nackten Füße, wenn er, an dem dornigen Gestrüpp und den rauhen Wurzeln emherwandernd, Besenreiser suchend, mit seinem Vater auszog; oft hatte er nicht ein Krümchen Brot, um seinen Hunger zu stillen. Daß er ein eifriger Schüler und las mit großer Leidenschaft alles, was ihm der Lehrer an Jugendschriften und Märchen überließ.

Er bereitete sich mit andern Mitschülern zur Aufnahme in die Lateinschule vor, denn für die lateinische Sprache zeigte er eine ganz besondere Gabe. Indessen — sein Vater starb, und die Not trieb ihn dazu, schon mit zwölf Jahren das Brot selbst zu verdienen. Seine Besenbinderkunst und sein frühzeitiges Erzählertalent sollten ihm dies ermöglichen. Er verhandelte seine Besen und erzählte dabei seinen Abnehmern allerlei Geschichten, alte oder



„Ja, der Besenbinder-Karl," sagte Trefei. „Was ist g'amt?"

Wenn er bei ihm schon ein i weile sietete die die Dessert, und und Kar der in härmerte lachig grüner Küße den sprang mit tollen Hältern lausche. Kein Mensch auf so glücklich in se Kar. —

Man kann es n kein und nichter leiter Zuhörer...

mit nicht ermannen...
von Dankschreiben...
von lernt er ein...
die Jäger lang dient...
Schulden im Besche...
Bücherei lernte er...
kann und nach über...
wagte sie ebenjogit in...
Sprache zu besinnen, u...
sange Wünsche in den...
leben, Leben und Wö...
im des umgebende...
schöner, hat er sich...
in die Stadt zurück...
seine Mutter.
Er besuchte die...
Volksschule zu...
Haidhausen;
doch mußte er...
dazwischen mit...
seinem Vater...
hinauswan...
dern in Wald...
und Auen, Be...
senreiser sam...
meln, um Be...
sen zu binden.
Wohl sämerte...
ihn sein na...
ckten Füße,
wenn er, an...
dem dornigen...
Gestrüpp und...
den rauhen...
Wurzeln em...
herwandernd...
Besenreiser...
suchend, mit...
seinem Vater...
auszog; oft...
hatte er nicht...
ein Krümchen...
Brot, um sei...
nen Hunger...
zu stillen. Da...
ß er ein eif...
riger Schül...
er und las mit...
großer Leiden...
schaft alles...
was ihm der...
Lehrer an Ju...
gendschriften...
und Märchen...
überließ. Er...
bereitete sich...
mit andern Mi...
tschülern zur...
Aufnahme in...
die Lateinsch...
ule vor, denn...
für die latei...
nische Sprac...
he zeigte er...
eine ganz be...
sondere Gab...
e. Indessen —...
sein Vater s...
tarb, und die...
Not trieb ihn...
dazu, schon...
mit zwölf Ja...
hren das Bro...
t selbst zu...
verdienen. S...
eine Besenbi...
nderkunst un...
d sein frühz...
eitiges Erzähl...
ertalent soll...
ten ihm dies...
ermöglic...
hen. Er verha...
ndelte seine...
Besen und erz...
ählte dabei...
seinen Abneh...
mern allerlei...
Geschichten, alte oder

oft selbst erfundene Märchen, und so fand er so leidlich sein Durchkommen bis zum sechzehnten Jahre.

Nun lernte er einen Schäfer kennen, bei dem er vier Jahre lang diente. Karl nannte diese Zeit sein „Studium im Buche der Natur“. Aus einem alten Kräuterbuche lernte er alle Pflanzen und Blumen kennen und nach ihrer Verwendbarkeit schätzen. Er mußte sie ebenfogat in lateinischer wie in deutscher Sprache zu benennen, und die Beobachtung, welche der junge Bursche in dem, andern Menschen unverständlichen, Leben und Weben der Natur machte, ließen ihn das ungebundene Leben in derselben so verlockend erscheinen, daß er sich nicht mehr entschließen konnte, in die Stadt zurückzukehren.

Im Gegenteil. Nachdem er sich vom Militär glücklich freigespielt, zog es ihn weiter hinaus in die Freiheit. In einem unweit von München, nahe bei Fürstenseelbrunn gelegenen großen Walde baute er sich mit Erlaubnis des Eigentümers, des Brandbauern von Buch, eine einfache, einem Blockhaus ähnliche Hütte. Durch Steinklopfen, Besenbinden und Sammeln von heilsamen Kräutern für die Apotheken verschaffte er sich seinen bescheidenen Lebensunterhalt. Die Bauern der Umgegend sorgten zwar ohnedem für diesen Unterhalt, da er ihnen an den langen Winterabenden die Zeit mit seinen Erzählungen angenehm verfürzte denn er hatte eine ganz besondere Gabe, sich mit allen geschichtlichen und sagenhaften Begebenheiten einer Gegend bekannt zu machen.

Karl hielt trotz seines Naturlebens etwas auf sein Äußeres; stets sah man ihn reinlich und ordentlich gekleidet, niemals verlumpt; seine Gestalt war hoch und kräftig, seine Gesichtszüge markig; große, dunkle Augen, eine gebogene Nase, ein schwarzer Vollbart und lange schwarze Haare waren sein eigen. Seine Haut war von Wind und Wetter gebräunt. Sein Mund besaß eine hübsche Reihe schneeweißer, kräftiger Zähne, die beim Sprechen zwischen den frischen vollen Lippen nur so durchblühten. Eine graue Zoppe, ein mit Federn geschmückter Hut, ein grobkleinnes Pfad (Hemd), das Hals und Brust frei ließ, eine lange, blaue Zwilchhose und feste Schnürschuhe, so war in der Regel sein Anzug. Er strotzte sozusagen von Gesundheit; das Walbleben stärkte ihm Körper und Geist.

Wenn er des Morgens früh erwachte, erwartete ihn schon ein Waldkonzert. Da piepste die Kohlmeise, stötete die Amsel, plapperte der Star, schlug die Drossel, und aus dem grünen Busch hallte frisch und klar der Finkenschlag. Der neugierige Specht hämmerte lustig in die raue Rinde, und tief aus grüner Kühle drang des Kuckuks Ruf. Das Eichhorn sprang mit tollen Sprüngen von Ast zu Ast, und das Häslein lauschte ängstlich am Saume des Waldes. Kein Mensch auf Gottes weiter Welt fühlte sich da so glücklich in seiner Freiheit wie der Besenbinder Karl. —

Nun kann es nicht fehlen, daß der hübsche Bursch hin und wieder auch Eindruck auf diese oder jene seiner Zuhörerinnen machte; ja es war kein Wunder,

wenn das sogar bei der einzigen Tochter des reichen Bauern der Fall war, dessen Waldhüter er nun machte; denn die Liebe fragt nicht nach Stand und Ansehen, — flugs ist sie da. Zu schauen war das Mädchen wie ein Rehlein des Waldes, schön war sie wie die Rose des Waldes, und Augen hatte sie so tief und blau wie die Seen des Waldes. Edi war ihr Name. Sie war benannt nach der heiligen Edigna, deren Gebeine in der Kirche zu Buch, nahe bei Kaiser Ludwigs Sterbeplatz, ruhen. Die Heilige war die Tochter König Heinrichs I. von Frankreich. Wie die Legende verkündet, verließ die fromme Prinzessin auf höhere Eingebung Haus und Eltern, ja ihr Vaterland und zog auf einem mit Rindern bespannten Wagen über den Rhein in das rauhe, waldige Germanien. Sie führte einen Hahn und ein Glöcklein mit sich, und wo der Hahn krächte oder die Glocke läutete, da wollte Edigna bleiben. Als nach langer Pilgersfahrt die Königsstochter durch den Wald bei Buch kam, da krächte der Hahn und tönte die Schelle, und Edigna nahm in der Höhlung einer ungeheuren Linde ihren Aufenthalt. Unter Gebet und Bußübungen verlebte sie fast fünfunddreißig Jahre in der Ode; dann starb sie am 26. Februar 1109. Ihre Gebeine wurden von jeher hoch verehrt, und viele Wunder geschahen am Grabe der Heiligen. Das wunderbare Glöcklein aber wird heute noch in der Kirche zu Buch gezeigt. — — —

Die schöne, blonde Edi ward während des Heuens in der Waldwiese von einer Kreuzotter in die Wade gebissen. Laut ausschreiend vor Schrecken und Schmerz lag sie am Boden. Unter den Arbeitern, die herumstanden, war auch der Besenbinder-Karl. Er besann sich nicht lange, bat Edi, ihm zu vertrauen, näherte seinen Mund der Wunde und saugte das Gift aus derselben aus. Schließlich drückte er einen Kuß auf die wunde Stelle, was ein Zauber sei zur schnellen Heilung — wie er sagte. Hierauf wusch er mit reinem Quellwasser die Wunde aus, legte einige Kräuter, die er rasch am Saume des Waldes gepflückt, darüber und machte mittels Edis Halstuch einen Verband.

Edi dankte in herzlicher Weise, und als sie sah, daß ihres Helfers Lippen von ihrem Blute noch gefärbt waren, sagte sie: „Karl, wasch dir mit 'n Wasser mei' Blut vom Mund.“

„Warum nit gar wegwaschn,“ erwiderte Karl. „Dös muß 'n andern nach.“ Und er leckte es rasch mit der Zunge weg. Dann setzte er lachend hinzu: „In alten Ritterbüchern hab i's freili oft glesn, daß ma damit Gwalt über 'n andern kriegt, wenn ma sei' Blut trinkt. Aber — hab foa Angst, — i bin ja nur an arma Besenbinder.“

Angst hatte Edi nun wohl keine, aber es war ihr doch gar eigen zu Mute. Sie konnte dies alles nicht mehr vergessen, und fast war es ihr, als hätte er ihr mit dem Gift auch einen Teil ihrer Seele ausgesaugt. Lange Zeit suchten sich beide nur mit den Blicken, — diese redeten eine deutliche Sprache. An einem Fastnachtstage aber, da beide mastiert und

den andern unkenntlich waren, ging ihnen der Mund über, wo das Herz so voll war, und beide wußten nun, daß ihre Herzen einander gehörten; das Blut hatte wirklich dem armen Besenbinder Gewalt über das reiche Mädchen gegeben.

Und nun wandte sich Eddi vertrauensvoll an ihre heilige Namenspatronin und bat sie um ihre Beihilfe, das Herz des Vaters zu erweichen, damit er den Herzensbund der beiden segne. Aber der Abstand zwischen einem Besenbinder und der reichen Bauerntochter war so gewaltig, daß selbst die Heilige die Klüft nicht zu überbrücken vermochte, und der Tag, an welchem der Vater von dem Verhältnisse erfuhr, war auch der letzte, den Karl in seinem Dienste und auf dem Hofe zubrachte.

Karl hatte die Geliebte nicht wieder sehen können. Doch erhielt er von ihr einen Zettel mit den Worten: „Du bhaltst Gewalt über mich, so lang ich leb', und meine halbe Seel zieht mit dir, wohin du auch gehst. Gott behüt dich für alle Zeit! Deine bis in den Tod getreue Eddi.“

Karl mußte zum Wanderstabe greifen und ging aufs Geratemohl dem Gebirge zu.

Die Wunder der Bergwelt nahmen ihn so gefangen, daß sich sein Gram um die verlorene Eddi nach und nach milderte. Viele Jahre arbeitete er als Holzknecht in den Staatswäldungen; endlich trieb ihn aber der Wunsch, sein eigener Herr zu sein, wieder von der Arbeit fort, und er suchte sein Unterkommen abermals durch Schnitzen von Bergstöcken, Sammeln von Kräutern und Binden von Beien; in der Sommerzeit aber machte er den Bergführer, da er mit der Zeit die ganze Umgebung des Wendelsteins bis zu seinen Ausläufern ins Innthal genau kennen gelernt hatte. Dabei war er der glücklichste Mensch unter der Sonne; nur wenn er auf irgend eine Art an Eddi erinnert wurde, da legte es sich bleischwer auf sein Herz.

Einmal zog es ihn wie mit unsichtbaren, aber festen Fäden zu dem Mädchen hin. Er hatte in den sechs Jahren seines Fernseins nichts mehr von Eddi gehört und ihr auch keine Botschaft zukommen lassen. Nun plagte ihn plötzlich die Neugierde, wie sich ihr Schicksal wohl gestaltet habe, ob sie eine reiche Bäuerin oder noch ledig sei. Unerkannt wollte er sie nur einmal noch von weitem sehen.

Er ließ sich seinen schönen Vollbart abnehmen und die langen Locken schneiden, nur den Schurrbart behielt er. In Oberländerkleidung wanderte er dann nach dem Ammersee und von da der sanft fließenden Amper entlang, um sein Ziel zu erreichen. Durch grünes Wiesenland und zwischen wogenden Laubwäldungen dahinschreitend, kam er in die Nähe des uralten und sagenreichen Dorfes Schöngesing. In einem weiten Thale, von dichten Fichtenwäldern umsäumt ruht der sonst unbedeutende Ort auf den Grundmauern der alten Römerfeste Ad Ambras, dem Übergangspunkte der Römerstraße über den hier gar reichenden Fluß.

Der Weg führte den Burschen an der sagenreichen

römischen Sunderburg vorüber, auf deren Resten Graf Friedrich von Dießen, der Sohn des berühmten Rasso von Andechs, ein Schloß erbaute, welches der Sage nach mit Mann und Maus versank. Viele Mächte haben nun ihre Hand auf die unterirdischen Reichthümer gelegt, und selbst dem geichichtesten Geistesbanner ist es bis jetzt nicht gelungen, sie zu heben. Hier haufen die Hoimännlein, welche in der Dunkelheit die Heimkehrenden necken und von denen Karl manchen Schabernack zu erzählen wußte.

Es war inzwischen bereits dunkel geworden, als er sich dieser Stelle näherte. Er hatte sich Zeit gelassen, da er nicht bei Tag durch Schöngesing gehen wollte, weil er fürchtete, von diesem oder jenem doch erkannt zu werden. Auch war es ihm, als hörte er vom Dorfe her die Klänge einer Tanzmusik an sein Ohr schallen. Wahrscheinlich fand dort eine Hochzeit statt, und er überlegte, ob es überhaupt nicht besser sei, die Nacht außerhalb des Dries zu verbringen. Es war eine laue Sommernacht; er setzte sich unter eine breitläufige Buche. Vom weiten Wege ermüdet, übersiel ihn unwillkürlich der Schlaf. Plötzlich ward er durch einen Ruf aufgeweckt und er vernahm deutlich die Worte: „Karl, Karl, i kimm!“

Was war das? Rasch sprang er auf. Sollten ihn die Hoimännlein necken?

Da hörte er denselben Ruf: „Karl, Karl, i kimm!“

Beim Sternlicht glaubte er eine Gestalt an dem Ufer der nahen Amper dahineilen zu sehen, und wieder hörte er sie rufen: „Karl, dei' Eddi kimm zu Hochzet!“

War das nicht Eddis Stimme? Ein Schrei, ein Fall ins Wasser folgten unmittelbar darauf. Pflöschnell eilte er zum Ufer. Er sah in der Fluß eine dunkle Stelle, — das mußte sie sein. Ohne sich zu besinnen, sprang er hinein, und des Schwimmens wohl kundig, erreichte er in wenigen Augenblicken die bereits leblose Unglückliche. Er ergriff sie mit starren Hand und brachte sie ans Ufer zurück. Alles war das Werk einer halben Minute.

Es war wirklich Eddi — Eddi im hochzeitlichen Gewande, die er auf den Rasen legte. Sie schien leblos.

Karl wußte wohl, wie man mit scheinbar Ertrunkenen umzugehen hatte. Rasch riß er ihr das eng anliegende Wieder auf, und die hierauf angewendeten Wiederbelebungsvorjudge schienen von Erfolg zu sein. Bald kam sie zu sich.

„Was is's?“ fragte sie mit schwacher Stimme, nachdem sie Karl mehrmals beim Namen gerufen.

„I bin bei dir, Eddi,“ erwiderte Karl. „Bei mir bist, — i bin's, der Karl.“

„Karl, du?“ rief Eddi, sich rasch aufrichtend und ihn mit großen Augen anstarrend. „Ja, ja, du bist es; du bist der Karl!“

„I hab di aus 'n Wasser zogn, Eddi,“ half er ihrem Gedächtnis nach.

„Karl, laß mi bei dir!“ bat das Mädchen, beide Arme um den Hals des Mannes schlingend. „I fürcht mi vor dem Hochzeiter, den's mir aufzwinga habn, i haß'n. Mei' ganz's Herz ghört dir, Karl,

du hast mei' halbe Seel mitgnomma, verlaß mi nit!"
Nun glaubte Karl alles enträtseln zu können. Das Mädchen lag wiederum ohnmächtig in seinem Arm.

Geschrei und Rufe vom Dorfe her wurden hörbar. Männer kamen mit Laternen dem Ufer entlang heran. Karl nahm das ohnmächtige Mädchen auf seine kräftigen Arme und trug es den Ankommenden entgegen.

"Wo is d' Hochzeiterin?"

hörte er die Leute fragen.

"Da bring i's," sagte

Karl. "Aus der Amper

hab i's aufzogn."

"Is's tot?" fragte

er hebeilende Hoch-

zeiter.

"Na, na, nur ohn-

mächtig; sie wird si bald

wieder erholn.

Aber nur schnell

mit ihr in guate

Pfleg. Wohin

oll i's tragn?"

"Zum Wirt

hürl!" rief der

mit andern her-

beigefommene

alte Vater, der

Brandbauer von

Buch. Und ohne

ich weiter um

die andern zu

kümmern, lief

Karl mit der

Kranken dem

Wirtshause zu.

Dort befand sich

alles in dergröß-

ten Aufregung.

Als Karl mit

dem anscheinend

toten Mädchen

ankam, kreisch-

ten die Weiber

laut auf. Er

aber rief:

"Schnell, wo is

denn a Stubn

mit an Vett?"

Die Wirtin

hieß ihn so gen und eilte die Treppe hinauf, gefolgt

von mehreren Weibern. Sie sperrte eine Stube auf,

und Karl legte die teure Last behutsam auf ein bereit-

stehendes Bett.

"Arms Deandl!" sagte er, "unser Herrgott bichüh

di!" Zu den anwesenden Weibern aber sagte er:

"Macht's, daß's die nassen Kleider vom Leib bringt,

reibt's ihr Brust und Gesicht, und wenn's wieder u

sich komma is, gebt's ihr a warms Getränk oder

an Branntwein und laßt's es dann in Fried; es hat weiter loa Gjahrnis."

Dann warf er noch einen langen Blick auf die Ohnmächtige. Diese schlug jetzt plötzlich die Augen auf und ihr erster Blick fiel auf Karl. Kaum hörbar sprach sie seinen Namen. Er nickte ihr freundlich zu und ging rasch davon.

Der Name "Karl" wurde derweilen aber auch unten in der Wirtstube und im Hausflur, wenn auch weniger zärtlich, ausgesprochen.

Einer der Hochzeitsgäste hatte den Besenbinder richtig erkannt, als er die Braut die Stiege hinauftrug. Kaum hatte Edis Later, der Brandbauer, diesen Namen gehört, so stieß er einen Fluch aus. Der Hochzeiter, ein braver Bursche, wurde von wilder Eifersucht erfaßt und wutentbrannt über den Friedensstörer. Jetzt schien ihm alles klar. Der Besenbinder hatte mit geheimnisvollen Mitteln die Hochzeiterin angelockt. Dabei war diese ins Wasser gefallen und der Vagabund hätte sie sicher geraubt, wenn man nicht rechtzeitig dazu gekommen wäre. "Manna halt's zamm!" rief der Bräutigam. "Durchghaut und aufghaut wird er, daß eam



Es war wirklich Edi — Edi im hochzeitlichen Gewande, die er auf den Rasen legte.

's Brautstehln für sei' Lebta vergeht."

Sofort waren einige dazu bereit, andere, die etwas ruhiger dachten, meinten dagegen, daß das ein schlechter Dank wäre für die Lebensrettung der Braut und Tochter.

Indessen versorgte sich die erste Partei bereits mit allen möglichen Knitteln und Stöcken und stellte sich im Hausflur auf, um den Besenbinder, sobald er die Stiege wieder herabkomme, gleich in Arbeit

zu nehmen. Die Gegenpartei wollte aber eine solche Dummheit und Undankbarkeit nicht zulassen, und so kam es zwischen den beiden Parteien zum Streite. Dem Vorigefechte folgten Hiebe und alsbald entstand eine regelrechte Kauterei, bei welcher der Bräutigam die meisten Schläge davontrug. Manches Unglück hätte entstehen können, wäre nicht durch ein paar Gendarmen rechtzeitig ein Ende des Kampfes herbeigeführt worden. Derjenige aber, um dessentwillen gekämpft wurde, war inzwischen durch die Frau eines Häuslers veranlaßt worden, eine von der Galerie aus in den Hof führende Stiege zu benutzen, um sich in der ihm wohlbekannten Hütte des Häuslers Toni einstweilen vor den Aufgeregten zu bergen und in Sicherheit zu bringen.

Die Häuslerin reichte ihm vor allem frische Wäsche und Kleider ihres Mannes, damit die seinigen getrocknet werden konnten, und während sich Karl umkleidete, machte sie ihm Kaffee, denn sie merkte wohl, daß den Burschen fröstelte. Die unerwarteten äußern und innern Eindrücke hatten den baumstarken Naturmenschen doch auch nicht wenig erschüttert. Er schlürfte den warmen Trank mit Begierde und fühlte sich alsbald behaglicher.

„Jß nur!“ sagte die Frau. „I kann scho nach tragen. Du hast es wohl verdeant, — hast die arm Ebi vor an Selbstmord bewahrt. Aber schier möcht i sagn, es wär für die arm' Haut besser, wenn's nix mehr wisset von der Welt.“

„Was is's mit der Ebi?“ fragte Karl gespannt; „i woafß no nix Rechts.“

„Mei, was is's? Ihriga Vater is halt a rechta Dicktschädl, und da hat's gegn ihren Willn 'n reichen Amperbauern heiraten müassn. 's Deandl is seit sechs Jahr, sagn's, scho recht tiefsinni gwen, sie hat si alleweil einbild't, sie hätt grad a halbe Seel — und die Heirat hat's erst ganz rabiat gmacht.“

„Und woafß ma's, warum's tiefsinni worn is?“ fragte Karl.

„Natu'rli woafß ma's,“ entgegnete die Frau. „Es hoafßt, du hättst ihr's antho, du hättst ihr 's Bluat ausg'saugt und — mei, i halt gar nix auf die Dummheiten, aber dös muafß i scho sagn, ganz merkwürdi is's scho, wieso du grad heunt daher kimmst und 's Deandl dir zualaufst, und sie hat do loa Wörtl gwußt, daß d' unterwegs bist, konträr, 's hat scho lang verlaut', du bist im Tirolischen drin g'storbn. Woafßt, Karl, i muafß mi über mi selm wundern, daß i mi nit fürcht vor dir.“

„Dazua bist du z' g'scheit. Aber merkwürdi is's scho. I glaub selm, daß 's mehr is als a Zufall, was mi daher triebn hat, grad heunt, und grad an dös Fleck, wo si d' Ebi —. Woafßt, es giebt halt no gar viel auf der Welt, was d' Menschen no nit begreifen. Ahnungen giebt's gwiß, denn nix anders war's als a Ahnung, di mi hertrieb und die wieder d' Ebi mir entgegengführt hat. Aber daß i der Ebi ihre halbete Seel sollt ausg'saugt habn, dös is nix als a franke Einbildung von dem Deandl. Und — i woafß nit — mir is jetzt grad — als schwindet was

aus mir furt, — mir is ganz woanerli z' Muat, — i woafß nit — ganz eigentüml' is mir.“

„A Fieba halt halt,“ meinte die Frau; „wär lau Wunder.“ Und sie schickte sich an, Karls Schale von neuem zu füllen.

Karl stützte den Kopf in die Hand.

„Wenn i abergläubich wär,“ dachte er, „glaubet i's wirtli, daß d' Ebi ihre halbete Seel von mir zrud'gholt hat — und ihra ganze Seel grad jess zum Himmi sliagt —“

Die Häuslerin störte ihn aus seinem Brüten aus.

„Da trink no a Schaln Kaffee, dös stärkt di!“ sagte sie. „Wer woafß, wenn's d' um a paar Tag ehnda kömma wärt —“

„Nur um an Tag,“ unterbrach sie Karl, „und wenn i gwußt hätt, was i jetzt woafß, da hätt's lou Hochzet gebn mit 'n Amperbauern. Aber so bin i z' spät dran, und was g'schegu is, kann nimmer un-g'scheggn gmacht wern.“

„Du hättst halt damals nit glei Reifaus nehma solln, wie di der Brandbauer aus seiner Hütt'n g'gagt hat. Wärt in der Näh bliebn, hin und wieder gieb's a guate Glegnet (Gelegenheit), sein' Willn durch-z'föhren, wenn er aa hoch is.“

„Du hast scho recht!“ stimmte Karl bei. „Bleibn hätt i solln, — im schlimmsten Fall wär i mit ihr auf und davon. Aber i hab mi halt alleweil z' gring g'halten und i hätt's aa nit übers Herz bringa könn, dem Deandl was Unrechis anz'raten.“

Nun klopfte es an den Laden, der Häusler Toni meldete sich. Die Frau öffnete ihm die Hausthür, und der Mann trat in ziemlich betrunkenem Zustande ein.

„Toni, was giebt's Neu's?“ fragte ihn Karl.

„Was wird 's gebn? Suachn thuan's di, dach'laggn molln's di, weilst es mit 'n Teufi haltst. I möcht dir's nit raten, daß d' di beim Tag sehgn laßt.“

„Wie's mit der Ebi geht, möcht i wissn.“

„Guat geh't ihr, — recht guat, — gar nit thuan ihr mehr weh, und mäuserlstaad is's.“

„Toni!“ rief Karl sich erhebend, „red deutli! Is's ebba gar —“

„Ja, gar is's mit ihr,“ unterbrach ihn der Häusler. „Der Herr geb ihr die ewi Ruah!“

„Also g'storbn?“ fragte der Bursche erbleichend. „Du sagst es, und du bist schuld dran, sagn die dumma Leut.“

„Arms Deandl!“ rief Karl, sich auf die Bank niederlassend und sein Gesicht in den Händen vergrabend.

Er sprach geraume Zeit kein Wort mehr. Der Häusler hatte sich bereits in seine Schlafkammer begeben.

„Karl,“ sagte die Frau, ehe sie ihrem Manne folgte, „i hab dir a paar Decken auf d' Ofenbank glegt und an Polster. Rast aus. De' Schwanz am Herd draus is scho trocken. Wenn i dir guats Rats bin, geh morgen vor Sunneaufgang furt von da, es könn dir sunst was passieren. Gen d' Bosheit und d' Dummheit kammst nit leicht aufsumma, und

es is gar bequem, andern d' Schuld an an Unglück zuaz'schiebn, dös ma selm verschuld't hat. Der Edi z'liab geh wieder furt, und unser Herrgott segn dir dein' Weg."

"Ja, ja," erwiderte Karl, „der toten Edi z'liab thua i nach dein' Willn. Sieb ihr du statt meiner an Weibbrunn und streu ihr Bleameln außs Grab. I laß dir scho was da dafür. I hab's halt dennerst gspürt, wie ihra Seel gen Himmel gflugn is, und i moan, sie hat an guat Teil von meiner Seel mitgnomma. Jetzt ghört's mei' und bleibt mei'."

Wie's mir treu bliebn is bis zum Tod, so muach i ihr aa treu bleibn, so lang i leb, und in der andern Welt wird uns nix mehr trenna."

Mit dem ersten Grauen des Morgens griff Karl zum Wanderstabe. Lange blickte er wie in stilles Gebet versunken nach dem Hause, in welchem seine geliebte Edi lag, und schritt dann der Amper entlang südwärts dem Hochgebirge zu.

II.

Nach langem Hin- und Herwandern stieg Karl eines Abends vom Wendelstein über die Arzmoosalpe zu Thal. Da gelangte er an

den prächtigen Wasserfall, welchen der durch ein Felsenhor brechende Förschenbach bildet. In mächtigem Bogen stürzt der stäubende Strahl hinunter in den sogenannten „Grund“, eine von saftigen Bergkräutern erfüllte, kleine, von zerrissenen Felsenwänden umschlossene, grüne Waldfläche. Auf den mit Moos bewachsenen Steinen wuchert grünes Lannengebüsch, in dessen Zweigen mit Vorliebe die Walddrossel zum Losen des Wasserfalls ihre Triller schlägt. Wild und zugleich anheimelnd ist es hier.

Dem Besenbinder-Karl war es, als ob hier zum

erstenmale nach jener fürchterlichen Nacht in Schöngesing die Ruhe über ihn käme. Stundenlang lag er auf dem Rasen und lauschte dem Klauschen der sich überstürzenden Wasser und dem Gelange der Drossel, zu der sich das Weibchen gesellt hatte, bis sich beide nach Sonnenuntergang auf dem nächstbesten Zweige der Ruhe überließen.

„Wie schön habn's die Vögeln!“ sagte er sich. „Ihr könnt's bleibn, wo's euch grad behagt, seid neamd Rechenschaft schuldig; wenn's euch gern habt's,

— fliegt's auf und davon, koan Stand

und koa Ansehn giebt's bei euch, und euer Lebensucht findt's, ohne euch z'plagn. Ihr seid's nit abhängig von den Menschen, wikt nix von Liab und Haß. Wie is der Frieden da so schön!

Da bleib i,“ sprach er entschlossen, „da will i leb'n, bis d' Edi mei halbe Seel zu sich holt. Findt's Gschöpf im Wald sei' Lebensucht, so seht mir's aa an nix. Ringsum san Reiser, da wern Besenbunden, daß's a Freud is. Und so schlag i da mei' Felsen-schloß auf!“

Sofort ging er daran, sich unter der sogenannten Teufelswand zwi-

schen Steinblöcken aus Moos und Ästen eine Höhle zu bauen. Um jedoch seinen Bau nicht umsonst zu vollenden, ging er andern Tags nach dem etwa eine Stunde entfernten Degerndorf, einem Orte, in dessen Flur die Höhle lag, und erhielt vom Gemeindevorstand die Erlaubnis, sich einige Zeit dort aufzuhalten.

Karl führte nun das reinste Naturleben. Er ging mit den Vögeln zu Bette, d. h. auf seine Waldstreu, und stand mit ihnen auf. Er sammelte Reiser, band Besen, schnitzte Bergstöcke und Pfeifenstopfer und suchte heilkräftige Pflanzen. In den nahen



„Arms Deank!“ rief Karl, sich auf die Bank niederlassend und sein Gesicht in den Händen vergrabend.

Ortschaften am Inn verkaufte er seine Waren und handelte sich dafür die nötigen Lebensmittel ein. Diese bestanden hauptsächlich in Schnaps, Mehl und Schmalz. Aber auch die vielen Armen rings umher besuchte er, er machte den Sennerinnen aus farbigem Papier geschnittene Herzchen mit darauf geschriebenen Verschen und Sinnsprüchen zum Geschenke und erhielt dafür Schmalz und im Heuboden Nachtquartier. Dabei kam ihm wieder seine Erzählerkunst zu statten, wodurch er sich besonders an Regentagen die Sennerinnen zu Dank verpflichtete. An Sonn- und Feiertagen fehlte er niemals bei dem Pfarrgottesdienste. Dies und der Umstand, daß er einmal bei einem Brande im Anwesen eines armen Häusers, während alles bis auf die alte kranke Großmutter abwesend war, diese letztere mit Gefahr seines eigenen Lebens aus den Flammen rettete, machte, daß der Sonderling nicht ungern gesehen wurde. Weit und breit nannte man ihn den „Mann im Grund.“

So verging Jahr um Jahr. Winter wie Sommer hatte Karl sein Felsenschloß inne. Im Winter war er oft wochenlang eingeschneit und mußte sich dann mit großer Anstrengung hinausschneiteln ans Tageslicht. Da, wenn er so lange Zeit ganz allein auf sich angewiesen war, kamen ihm allerlei Gedanken; die meisten davon aber gehörten der toten Eidi. Dann fertigte er aus rohen Baumästen einen Sarg und verwahrte ihn in einer Felsennische. Sobald aber das Frühjahr erschien und es im Walde wieder lebendig wurde, flohen alle düstern Gedanken, und er freute sich wieder seiner Freiheit.

Fast zwanzig Jahre gingen so dahin. Es kann nicht wunder nehmen, daß mit zunehmenden Jahren der wunderbare Einsiedler in vielen Fällen zu Mute gezogen wurde. Man mutete ihm zu, daß er mit der Naturheilkunde vertraut sein müsse, weil er fortwährend Heilkräuter sammelte und selbst die verschiedensten Larwergen und Geister herzustellen verstand. Aber er kam auch bald in den Ruf, sich außer diesen, für das leibliche Wohl bestimmten Dingen auch auf seelische Gebrechen zu verstehen, und der „Mann im Grund“ hatte oft seine liebe Not, die, welche vertrauensvoll zu ihm kamen, wieder fort zu bringen. Nach und nach glaubte er aber selbst, daß er weiser sei als die Banern rings umher, und da der Glaube selig macht, machte er auch in vielen Fällen gesund, wenn Karls Säfte und Rat schläge angewendet wurden. Bei Liebesleuten gar genöß er unbedingtes Vertrauen. So ward er, der sich von der Welt zurückgezogen und als Einsiedler lebte, von den Menschen selbst aufgesucht und wieder in die Sorgen und Hoffnungen des Lebens hereingezogen.

Wer aber mit dem Leben in Berührung kommt, hat es sofort mit zwei Parteien zu thun: mit Freunden und Feinden. Letztere machen sich sehr viel mit dem „Mann im Grund“ zu schaffen. Wegen unberechtigter Kur bei Mensch und Vieh kam er mit den Ärzten und Gerichten in Konflikt, in Sachen der Liebeshändel aber mit den erzürnten und oft hays-

erfüllten Nebenbuhlern, die ihm die Schuld gaben, wenn sie von der Auserkorenen zurückgewiesen wurden, und manchmal auch mit den Eltern, die eine andere Verbindung wünschten als die Kinder. So ward ihm einigemal während seiner Abwesenheit seine Felsenburg zerstört und manch anderer Schabernack angethan, auch kam es öfters zu Raufereien, aus welchen aber der kräftige Naturmensch immer als Sieger hervorging: kurz sein schönes, einsames Walddenleben ward ihm allmählich verbittert; es verdroß die Welt, daß er sich von ihr zurückzog und ihrer nicht bedurfte; man neidete ihm seine Zufriedenheit und vergaß, daß diese nur aus seiner Bedürfnis- und Anspruchslosigkeit entsprang. —

Die Wirtschafterin hatte mit lebhaftem Interesse seiner Erzählung zugehört, die er mit den Worten schloß: „Mei' Eidi thät mir jetzt scho den größten Gschalln, wenn's mei' halbe Seel zu der andern hole. 's Lebn is nur schön, wenn ma in Frieden lebn kann; der Unfried vergift' eam 's Bluat mehr als an Dittensbif. Drum steig i auffi auf d' Berg, da vergiß i 's Stend vom Thal und krieg wieder a frische Kraut, auf daß i ausdauer'n kann. Was ge 's Gschick mögl, no alles über mi bringa wird?“

Die teilnehmende Tresei reichte ihm gerührt die Hand und sagte: „Bergel's Gott, Karl, für des Vertrauens, dös d' mir geschenkt hast. Die Gschicht mit der Eidi könnt mi zum Alenna bringa. Därfst es glaubn, wenn i morgn ins Hochamt zum Petersberg vüri geh, bet i a paar Vaterunser für ihre arme Seel. Du muast nit moana, daß dir alle Leut feindli gsinnt sein. Weil's d' halt was Extris hat, reibn si viele an dir. Wenn's d' di nit so abgeschloßn hättst von der Welt, wenn's d' dir aar an Hausstand gründt hättst wie andere Leut, — glaubst, du wärst z'friedener, als d' jetzt bist?“

„Du moanst, i häit mir an Heumagen voll Sorgen aufladen solln? Wie soll i da z'frieden worn sein?“

„Sorgen? Mei' liawe Zeit! Giebt's denn ebbas Schöners, als si sorgn können für oans, dös wa gern hat? Der Mensch, der ganz alloa is und neand hat auf Gottes weiter Welt, is der Allerärmste und wenn er d' Tachen voll Geld hat. I moaß 's recht quat, daß d' dir durch deine Handtschaft scho was erspart und daß d' es auf der Spartassa z' Rosenheim drein angelegt hast. Für wen hamperst denn der' Gelta z'amn?“

„Ja no, halt für mi, für mei' Alter. Aber du hast scho recht, Tresei. Es taugt nit, wenn ma gerneamd gern hat auf der Welt. Dös is mir scho oft in Sinn kemma, aber nacha denk i halt anemal wieder an d' Eidi.“

„Dös is scho recht,“ meinte Tresei. „Aber du sollst di wieder unter d' Leut' macha und der' Selbstlebn aufgeb'n. Und dazua kaannt i dir behilfflich sein, und dös is's, was i dir sogn wollt und woran i scho lang d'inkt hab. I hon z' Naubling a kloans Hänsel mit etli Grundstück dazua g'erbt, auf dem a Krammeri is. I selm kann mi halt von da herobn

imma trenna. Der Bauer is mei' Schwager und
 scho lang Butiwer (Wiwer), i kann 'n nit alloa
 assn. Aber du sollst in dös Häusl ziagn und
 die Kramerei betreibn. D' Eisenbahn soll baut
 oern, und so a kloane Handlerei müast für di grad
 die Unterhaltung sei'. Nebenbei könntst Bejen binden,
 und z'wegen dem kloan' Pacht wern wir scho gleich
 oern. Wie moanst?"

"Tresei," erwiderte Karl, "du vermoanst es guat
 nit mir. Wohl hoakt's:

A Kramerei
 Is loa Narretei,
 Man kauft um zwei
 Und verkauft um drei.

Aber — i moanet ja schier, daß i da an a Ketten
 legt weret; i müast in mei' Alter no d' Freiheit
 aufgeb'n, mi in an Kramladen einistelln 'n ganzen
 Tag über und warten, bis wer kimmt und für an
 tli Kreuzer kauft! Und draußen scheint d' Sunn und
 inga d' Vögel — na, Tresei, da wenn i dran denk,
 wird mir 's Herz schwer."

"No, du kannst dir's ja überlean, — es preßiert ja
 nit, etli Monat bleibt in dem Häusl no der Weg-
 nacher von Raubling. Vielleicht kimmt bis dahin auf
 andere Gedanken. Jetzt aber laß uns in d' Stubn
 sinigeh'n; der Bergwind waacht übers Kranzhorn umma,
 und es schad't dir nit, wenn's d' ebbas Warms in Leib
 triegst."

Tresei schritt voran, und der Besenbinder folgte
 hr. Nachdem er an einem hintern Tischchen Platz
 genommen, überbrachte ihm Genzi, eine dralle, hübsche
 Durn mit blauen Augen, ein einfaches Abendessen.
 Sie wünschte ihm freundlich einen „recht guaten
 Appetit."

"I dank dir schön, Genzi," entgegnete der Mann,
 und da die Wirtschafterin gerade die Stube verlassen
 hatte, und sie beide allein waren, fragte er: „No, wie
 steht die Gschicht mit 'n Loisl?"

"O mei' Gott, — gar nit, — i bin eam halt
 z' dumm, und 's Allerdümmste is, daß er's gar nit
 misst, wie gern daß i 'n hab. Seit Johanni is er
 nimmer bei mir gwen. Wenn er vom Holzen hoam-
 geht, macht er an Umweg auf d' Flintsbacher Wirtsalm
 zu der Moni. Er sagt, die is eam bstimmt, während-
 dem halt 'n grad die zum Narvn. Heut is Samsta, da
 is er sunst anemal kömma am Hoamweg, aber heunt
 bleibt er aa aus. Früher, ja da hat er mir anemal
 an Buschen Bleamen bracht, die i in mei' Wieder-
 gsteckt hon beim Kirchagang, aber jes is er a ganz
 anderer worn, und di hon i im Verdacht, Karl, daß
 du dran schuld bist, daß er so gaach umgafatelt hat.
 Du hast eam an Nat geb'n, hast 'n zu der Moni auffi-
 gricht." Dabei wistete sie sich ein paar Thränen aus
 den Augen und sah dann den härtigen Mann mit
 dorrwurfsvollen Micken an.

"I? Wie so i?" fragte dieser.

"No, du hast amal auf der Tagelwurm-Alm a
 Gschicht erzählt, der Loisl hat zuaghört und —
 Sie stockte.

"A Gschicht? Ja, Dirndl, i erzähl halt gar viele

Gschichtn. Was soll nacha dös für oane gwen
 sei'?"

"So viel i aus 'n Loisl sei Gred gmirkt hon, is's
 do vom Falkensteiner Gschloß unten."

"Sapprama!" rief der Alte. „Ja, ja, die hon
 i erzählt und zum Gspäß hon i an Loisl was dazua
 gmacht, weil d' mir damals g sagt hast, daß d' am
 Johannitag scho bei Som e Iaufgang zu deine Eltern
 a-vi gehst nach Degerndorf. Is dös nit der Fall
 gwen?"

"Na, d' Jungfer Tresei is krank worn in der
 Nacht und i hab dahoam bleibn müassn — und
 dös Dahoambleibn hat mi um d' Liab von Loisl
 bracht. Dei' Gschicht vom Falkenstoana Gschloß is
 schuld dran."

"Was is dös für a Gschicht?" fragte die in die
 Stube tretende Wirtschafterin. „Die möcht i aa gern
 hörn."

"Ja, wenn's es wirkli no nit wissn sollt's, nacha
 lust's halt zua," sagte Karl bereitwillig und erzählte
 folgendes:

Der letzte Graf von Falkenstein, des am Fuße des
 Matronberges in Ruinen liegenden Schlosses, war
 Siboto, des Ritters Dito von Brannenburg Lehens-
 herr. Lesterer hatte den Falkensteiner im Verdacht,
 daß er nicht ohne Erfolg seiner Hausfrau nachstelle,
 und Siboto hatte sich allerdings das Wohlgefallen
 der schönen Brannenburgerin erworben teils durch sein
 stattliches, ritterliches Aussehen, teils durch seinen
 schönen Gesang, den er mit der Laute zu begleiten
 verstand. Wenn da die Brannenburgerin mit ihren
 Edelräulein zu der uralten oberhalb Falkenstein ge-
 legenen Kirche auf dem Petersberg hinanstieg, um dort
 ihre Andacht zu verrichten, laufchte sie auf ihrem Wege
 oftmals mit großem Wohlgefallen dem Gesange Si-
 botos. Sie setzte sich dann auf eine Moosbank unter
 einer breitäftigen Eiche und vergaß über diesem Ge-
 sange oft die Andacht auf dem Petersberge, bis der
 eifersüchtige, durch falsche Angeber irre geleitete
 Gatte Lautenspiel und Gesang für immer verstümmen
 machte.

Als die Ritter einmal im Sommer des Jahres
 1262 gemeinsam in einem Seitenarm des Innus ein
 Bad nahmen, stieß der Brannenburgar seinen Lehens-
 herrn hinterlistig unter das Wasser und ertränkte
 ihn.*)

Aus Gram darüber siechte die Brannenburgerin
 halb ebenfalls dahin und ward in der Schloßkapelle
 beigelegt. Falkenstein liegt heute noch in Ruinen, aber
 der Geist des ermordeten Siboto soll sich noch hie
 und da bemerkbar machen. In schönen Mondnächten
 hört man ab und zu Gesang und Lautenspiel, wenn
 auch durch das Rauschen des nahen Innstroms nur
 gedämpft. Einige wollen dann auch die Schloßfrau

*) Die Herrschaft Falkenstein ging dann auf Herzog
 Ludwig II., den Strengen, über, kam später an die Hofer,
 1557 an die von Hund, an die Grafen von Rucpp und
 1784 an den Grafen Max V. von Preysing. Am 24.
 Mai 1784 brannte die Burg nieder, so daß nur mehr
 ein Turm und eine Giebelmauer steht.



von Brammenburg im weißen Gewande unter der uralten Eiche sitzen und bitterlich weinen gesehen haben. Der Jüngling aber, welcher jenen nächtlichen Geistergesang in der Nacht vor Johanni vernommen, kann, wenn er am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang zum Petersberg hinaufsteigt, seine künftige, ihm zubestimmte Hochzeiterin erblicken. Es ist dies das erste junge Mädchen, das ihm guten Morgen wünscht.

„Ja,“ meinte Tresei, „aber neamd hört halt so an Gsang.“

„Der Loisl hat 'n aber ghört,“ erwiderte der Besenbinder lachend. „I hon dir ja zu dein Buam verheissen wolln, Genzi, und da hab i diesel' Nacht, wie scho öfter, in der Falkensteiner Ruin gnächtigt. I hon dent, du wirst die erst sei, die 'n Loisl an guaten Morgn wünscht, und da hab i halt nachts gfunge, so schön i's z'ambracht hab, denn i hon mir's wohl denken konna, daß der Regauer Loisl von seiner Hirwa aus, z'nächst 'n alten Gschloß, aufkufft, wenn er so was hört, und daß er si am Morgen nit versäumt. Und i hon's aa daraten. Rechtzeiti hat er si aufgmacht gen



Edm. Wagner.

„n Petersberg und i hon nit anders dent, als daß d' eam jetzt begeunst und daß alles zwischen enk in Wichtigkeit kimm.“

„Na, d' Flintsbacher Moni is eam in Weg konna und mit ihr is er glei nachmittags übers Sunnwendfeur gprungn, und seit der Zeit hat's 'n am Bandl und lacht 'n dabei aus. Mi hat er verkehrt. Dös hat ma von deine dumma Gschichtn! Jetzt mach nur, daß i mein Buam wieder krieg!“

Das weinende Gesicht in der Schürze vergrabend,

eilte sie aus der Stube. Tresei schüttelte den Kopf; der Besenbinder aber schmunzelte.

„Siehst,“ sagte die Wirtschafterin, „mit dein' Gemüßchen in die junga Leut ihre Liabsgschichtn kriegt nur Verdruß.“

„Hin und wieder amal a Gspäß wird dengerit erlaubt sei?“ meinte Karl. „Aber du glaubst nit, wie's mi oft plagt und was i alles richtn und

ratn soll. Du sag i halt nach irgen a Dummheit, nur d' h' mi in Friedl lassn. Was übrigens 'n Loisl anlange, so werd' i 'n scho wieder zu der Genzi richtn. Aber auf an gschieten Weg geht's bei dem nit; sei Dummheit is oamal z' groß. Dös soll aber mei' letzter Liabshandl sei!“

In dießen Augenblick hie man den Hühund laut eschlagen.

„Der Bauer kimm!“ rief Tresei und eilt aus der Thüre, um den Ankomenden zu empfangen.

Der Knechtbauer war ein äußerst gemüthlicher und respektvoller Mann, jedoch mit einem gewissen bäuerlichen Selbstbewußtsein.

„Sel, heunt hat's lang dauert, Basl,“ sagte er eintretend, „aber der Probst vom Petersberg hat uns heunt an ertrig guaten Tiroler, an Teclamer, vorqesht, der außs Hoamgehen bal ganz hätt vergehen lassen. Etli Herrn von Müncha, die in Brammenburg Sommerfrisch halten, warn dort, und i, als Patronatsherr vom Petersberg, kann do nit 'n Anfang macha, wenn der Wein so mentisch guat is.“

„Laß dir 'n nur guat bekomma,“ sagte Tresei; „n Hochwürden Herrn Probst freut's ja, wenn's d' sei“

Hjellschaft auffuahst. Wir ham aa 'n Gast für heunt nacht, schau — 'n Besenbinder-Karl."

Karl hatte sich schon beim Eintreten des Bauers erhoben, um seinen Gruß anzubringen.

"So, so!" jagte der Bauer, jetzt erst von ihm Notiz nehmend, "du bist da, du Numvagierer! Woast aa, aß von dir d' Ned gwen is? Die Degerndorfer Gmoa vill's nimmer leidn, daß d' im Grund no länger aust. Die Bauern meinen, du bleibst amal der Gmoa zur Last, und möchtn di lieber heunt furt habn, is morgen."

"Dös woast i, Herr," entgegnete der Besenbinder, und i woast aa, daß mei' Hauptwidersacher der Häuser Veri is, dem i sei' Großmuatta aus 'n Brand rett' hab."

"I denk dir diesel' That und halt dir deshalb viel guat," erwiderte der Aisenbauer. "Aber der Veri — mei', mit 'n Dank is's an eigne Sach auf der Welt, mit dem darfst nit rechna."

"Hon's scho öfter erfahrn!" meinte Karl.

"Da san aa zwoa Studenten in der Petersschent gwen," fuhr der Bauer zu erzählen fort, "sie san seiti wieder furt, i woast nit, wo aus. Wie d' Ned auf di kömma is, hat mi oana von die junge Herrn fragt, ob der Besenbinder-Karl, von dem d' Ned is, wohl dersel' is, der si fröhers in der Ampergegend aufghalten hat?"

"Ja, ja, der bin i freit!" entgegnete der Besenbinder, neugierig darüber, was von ihm gesprochen wurde.

"Nu, dann hat er dei' Lob gsgagt, wie er erzählt hat, daß a Freund in Müncha mit eam studiert, der eam scho öfter von an Besenbinder-Karl vorerzählt, der seiner Muatta zweimal 's Leben grett' hat. I man, er hat gsgagt, d' Amperbäuerin von Schöngesing wär's gwen. Is's nit a so?" Karl horchte hoch auf. Er rieb sich die Stirne; dann fragte er: "Herr, wie habt's gsgagt? D' Amperbäuerin, der i 's Leben grett' hon — die hat koan Studenten zum Sohn."

"s muß doch so sei!" meinte der Bauer. "Der junge Mensch hat's ganz genau gwußt: oamal hat's a Kreuzotter bissn, und du hast ihr 's Gift ausggaugt, und 's ander Mal hast es aus der Amper zogn."

"Dös stimmt scho, Herr, aber die, der i dös tho hab, die is ja damals in der Brautnacht gstorbn."

"Narriisch! Wie kaannt's denn nacha an zwanzig-jährigen Studenten zum Sohn habn!" versetzte der Aisenbauer lachend.

Karl schüttelte den Kopf.

"I woast's gwiß, d' Gdi is tot," jagte er.

"Hast es du tot gsegn?" fragte Tresei. "Hast es gsehgn, wie sie's ingravn ham?"

"Gsegn hon i nit," entgegnete Karl; "i hon ja davon lausen müassn. Aber der Häusler Toni hat's gsgagt."

"Hast mir ja selm gsgagt, daß er an Rauch gghabt hat," wendete die Wirtschatterin ein. "Der hat vielleicht d' Dnmacht fürs Tod ghalten."

"Moanst?" fragte Karl unsicher und in einem Tone, der Furcht und Hoffnung zugleich ausdrückte.

Dann stühte er den Kopf in die Hand und atmete tief. Sein ganzes Inneres befand sich in größter Erregung.

Der Bauer und seine Wirtschatterin betrachteten ihn eine Weile. Erstere wußte freilich nicht, was in Karl vorging; letztere aber fühlte mit ihm. Sie legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: "Siehst, Karl, so viel's di aa abschließen magst von die Menschen, du hängt dengerst mit eahna zamm. I woast, was jetzt in dir is. Geh schlafen! Und morgn gehst vüri in Petersberg ins Hochamt —"

"Dös thua i, ja!" jagte Karl entschlossen. "Aber nacha muß i Gwißheit kriegn. Is's denn mögli! Gdi, du sollst lebn?"

Nach erhob er sich und fragte nach seiner Zeche. "s Wiedertomma bist schuldi," entgegnete Tresei. "Und wegen Raubling rebn ma no. Guate Nacht!" "Guat Nacht, Herr!" sagte Karl zum Aisenbauer mit Thränen in den Augen; dann reichte er der Wirtschatterin dankend und gerührt die Hand.

"Guat Nacht!" entgegnete diese nochmals kopfschüttelnd. Sie befahl Genzi, dem Gaste bis zum Eingang in den Heustadel mit der Laterne zu leuchten. Als sie wieder in die Stube zurückgekehrt war, sagte der Bauer: "So hab i den Feren no niemals gsegn. Wenn's eam nur nit rappelt!"

"Na, na," erwiderte Tresei. "Sei' Gschicht gstatt sich anders, als wie er's mir heunt erzählt hat. Aber gspannt bin i drauf, wie's aufigeht?"

III.

Lange vor Sonnenaufgang hatte der Besenbinder-Karl sein Lager verlassen, am Laufbrunnen seine Toilette gemacht, sich am frischen Quell erquickt und dann den Weg nach dem nahen Petersberge eingeschlagen; doch setzte er sich nach kurzer Wanderung auf ein Felsenstück, um hier den Anbruch des Tages abzuwarten und sich seinen Betrachtungen hinzugeben. Der Anblick der nahen und fernern, grauen und schneebedeckten Gebirgskämme und Bergspitzen im Zwielicht des Morgens war erschreckend großartig und beinahe herzerstarrend: ein erbrausendes Meer, das ein Wilmachtswort plötzlich in Stein verwandelt, und das für alle Zeiten unwandelbar hier stehen sollte. Endlich, als ob eine Kerze entzündet worden, erglänzte plötzlich ein Schneegipfel weit unten im Süden, es war das Benedigerhorn; dann lichtete sich ein minder hoher Gipfel des Kaisergebirges, jetzt ein dritter, und wie mit einem Zauberstrich waren alle, alle übergoldet, und die Himmelsleuchte stieg im Osten herauf, prächtig, siegesbewußt, so daß man im Anblicke dieses zauberhaften Schauspiels alles, alles vergaß, was das Menschenherz bewegte. Derartige Weibestunden waren dem in der Natur lebenden Manne nichts Seltenes; er hatte sie schon unzähligmale mitempfunden, aber sie waren ihm immer wieder neu, wirkten immer gleich mächtig auf ihn.

Ein heller, glücklicher, weit hinaushallender Jubelschrei war es, in dem er sonst sein Entzücken äußerte, und auch heute tönte ein solcher aus seiner Brust. Die sonderbare Nachricht, die ihm gestern geworden

und die ihn aus seiner gewohnten Ruhe brach, hatte er die Nacht über auf ihren wahren Wert geprüft, und da war er zu dem Ergebnis gelangt, daß ja d. r. fragliche Student des Amperbauern Sohn sein könne, der sich wahrscheinlich ein zweites Mal verhehlicht habe. Daß von Ebi, als seiner Mutter, gesprochen wurde, beruhe halt auf einer Verwechslung. Nichts dünkte ihm erklärlicher als das, und er mußte jetzt selbst über seine geistige Erregung lachen, die hauptsächlich durch die vorhergegangene lebhaftige Erinnerung an seine Jugendjahre verursacht worden. Aber dennoch war er entschlossen, nach so vielen Jahren wieder einmal die Gegend aufzusuchen, wo sich seine schönsten, aber auch seine traurigsten Jugenderlebnisse abgespielt.

Aus dem grünen Innthale, welches sich am Fuße der Matron hinzieht, tönten bald viele Glocken und Glöckchen herauf, welche den Festtag Peter und Paul einläuteten; ihnen folgten die des Münsters auf dem Petersberg und jene kleinen auf den „Eingößlu“ (Glocke türmchen) der Asehöse.

Vom Thale herauf über den felsigen Steig der Matron stiegen allmählich die ersten Wallfahrer, die das Fest der Apostelfürsten heute auf dieser herrlichen Hochwarte in dem diesen Heiligen gewidmeten Tempel feiern wollten.

Hier an dieser Stelle wurde schon der Donnergott verehrt; hier lagen vorzeiten die blinden Heiden im Gebete,* und die Sage behauptet noch jetzt, hier sei die älteste Kirche im Gau geanden.

Sie war jedenfalls die meist besuchte des bayerischen Innthales; ehemals kamen sogar Prozessionen aus dem fernen Tirol herbei und die Wallfahrer stiegen mit Fahnen und Standarten den steilen Weg hinan. Als 1804 die Kirche und das Priesterhaus geschlossen und dem Verfall preisgegeben werden sollten, standen die beghen Asebauern zusammen, die seit ältester Zeit her gewohnt waren, nach St. Peter zur heiligen Messe zu gehen; sie kauften die Kirche und das Priesterhaus, übernahmen auf ewige Zeiten die Sorge für diese Gebäude und den Geistlichen, der im Volksmunde den altherkömmlichen Titel „der Probst vom Petersberg“ weiterführte. Dieser war für die Kinder seiner Patronatsherren auch zugleich Schulmeister, und außerdem hatte er die sogenannte Heiberge oder Zechstube inne, welche sehr sich besonders wegen des dort verschenkten echten und vorzüglichen Tirolerweins eines ausgezeichneten Rufes erfreute, um so mehr, da der geistliche Herr selbst in leutseligster Weise bei dem Bewirten seiner Gäste mithalf.

Bei größerem Andrang der Wallfahrer, welche die kleine Kirche nicht mehr fassen konnte, ist vorsorglich zur Abhaltung der Predigt eine hölzerne Kanzel außen an der Kirche angebracht. Dann nimm die grüne Platte, soweit sie reicht, die bunten Gruppen in den verschiedensten Stellungen auf, und alle lauschen dem Worte Gottes. Für solche Zeiten sind auch tragbare Beichtstühle vorhanden, die unter die schattigen Bäume

*) Ludwig Steubs Wanderungen im bayerischen Gebirge.

gestellt werden, welche die Lichtung einerseits umsäumen.

Alles dieses traf heute zu. Mehr und mehr Wallfahrer stiegen herauf und begaben sich auf den freien Platz vor der Kirche, oder, um einen Morgenmüßig zu nehmen, in die Zechstube.

Der Besenbinder-Karl hielt sich entfernt von dem Wege. Er wollte sich erst nähern, wenn die Predigt begann, welche ein zur Aushilfe anwesender Ordensgeistlicher halten sollte. Da klopfte ihm der Regener Loisl auf die Schulter und sagte: „Karl, du mußt mir helfn. Du hast mi an d' Flintsbacher Moni aricht' — also mach, daß mi 's Dirndl aa respektiert.“

Loisl war ein Bursche von mittlerer Größe. Er hatte ein gutmütiges, aber wenig kluges Gesicht. Er trug eine Zoppe, lange Tuchhosen und einen grünen, weichen Hut, den er weit auf den Hinterkopf gesetzt hatte.

Karl erinnerte sich an Genzi und an die Hoffnung, die diese auf ihn setzte. Er vermeinte, mit dem Burschen leicht fertig zu werden. „'s is recht, daß i di triff, Loisl,“ sagte er leise. „Die Gschicht vom Johannitag muaßt dir aus 'n Kopf schlagen; die Sach is nit natürl' zuaganga.“

„Natürl' is 's nit natürl' zuaganga,“ erwiderte der Bursche. „Moanst, i bin so dumm und halt dös iür natürl', wenn der alt Siboto, der scho sechshundert Jahr tot is, mitten in der Nacht plärrt, wie nomal a Hasabinda.“

„Was, so schlecht hat er gsunga?“ fragte Karl überrascht, der sich auf seinen Gesang etwas einbildete und gerade in jener Nacht ganz überirdische Töne seiner von Schnaps befeuchteten Gurgel zu entlocken wähnte.

„Hättst 'n nur ghört!“ meinte der andere. „I begreif nit, wie dös der Brannenburger Schlossfrau gfalln hat kinna? A Geist sei wolln, und a so a Gekreisch! Da thaat i mi scho schaama. Hätt i mit nur traut, i hätt eam scho nachplärrt. Aber i hon mit traut, denn i hon halt ghofft, daß er mir am Morgen mei Hochreiterin begegna laßt. No, und was war's? D' Flintsbacher Moni laaßt mir 'n Weg. Aber die Nuß hon i bis jetzt no nit aufbeihn konna. Sechsmal war i drobn auf ihra Alm, und siebenmal hat's mi scho für d' Hütt'n aufsigjagt.“

„Da wär's scho gscheita gwen, d' Asebauern Genzi wär dir in d' Händ glosn?“ meinte Karl.

„D' Genzi? Da sag i nit na. Aber was oon bstimmt is, is eam bstimmt, und wenn mi d' Moni iaß aa davonjagt, die Zeit wird konna, wo's schreit nach mir; 's brauch halt alles sei' Zeit. Aber du muaßt beihelja! Du woagst scho ebbas, daß 's a wenig daßiger wird, so an Amulett oder halt ebbas, wenn 's nur was is. Was sinnierst denn?“

„I muaß an Genzi denka. Erst gestern nachts hat's mir's gstandn, daß 's ohne di gar nimmer leb'n kann.“

„Na no, dös is scho hart für sie, — 's Dirndl is soweit nit aus (ijt nicht übel).“

„Gwiß nit!“ fiel Karl mit Eifer ein. „Erst gestern
son i mir's denkt: was dös Dirndl für wunderschöne
laue Luag hat, gar nit zum Sagn!“

„Die har's scho lang!“ bestätigte Loisl.

„Und gwach'n is's, grad wie r a Dockerl,“ fuhr
Karl in seinem Lobe fort

„D' Moni aa — d' Moni aa!“

„Und a guais Herz har's und a guats Gmiat —“

„Sell is scho wahr,“ gab Loisl zu. „Aber wie
moanst mit dem Amulett —“

„Jetzt will i dir was sagn, Loisl. I hab so an
Amulett, dös wenn's d' umhänga hast, kriegt

i d' Moni alle Tag
ims kenna liaba.

Aber dem Dirndl,

dös di iatz gern

hat, der Genzi,

schwind't alle Tag

obs von ihrem

leben, und hast es

is zum ersten

Schmerz bracht

bei der Moni, so

s dös d' Sterb-

tund von der

Genzi.“

„No, iatz dös

möcht i grad aa

nit!“ verjette

Loisl nachdenklich.

„Bhüat mi Gott!

Ihren Tod möcht

i nit auf 'n

Gwißn

habn.“

„Aber un-

glücklich möchtst

es macha?“

entgegnete

Karl mit

Nachdruck.

„Dös aa

nit! Der

Teufl nomal,

wenn nur das

Falkenstoana

Spensst nit

so plärrt hätt,

— soan Au-

genblick hätt

i von der Genzi lassen! Sterbn um meinertwegen —

dös wär denqerst z' dumm!“

„Also willst dös Amulett nit?“

„I — i — i moan, es is gscheira — nit. I möcht

d' Genzi nit auf 'n Gwißn habn.“

„No, so wird ja alles guat!“ sagte Karl befriedigt.

„Kali! hast denn nit gmirkt, daß i di zum Narr'n ghalt'n

hab? Nit der Ritter Siboto is's awen, der gsunga hat,

sondern i selm. Mei' Wejenbinderstimme hat dir so

wey tho.“

„Also hast mi nur so tribuliert?“ rief Loisl, einen
Schritt zurücktretend und Miene machend, dem Alten
einen Schlag zu verjessen. Aber dieier hielt ihm die

Hand und saate leise zu ihm: „Sei staad, sunst mach
i di so spöttisch, daß d' di nimmer sehgn kannst lassn.

I hav's guat mit dir gmoant und hab di mit der
Genzi z'ammiführ'n wolln, — führ die aa heunt no

zu ihr. Dös is nacha aber mei' letzter Liabsbandl!
Edau nur, dort

A Prachtmadl!
des grea Hüat

kimmt d' Genzi.
Und wie schön ihr

steht! Geh ihr
entgegn und

schenk ihr den
Buschen von dein'

Hut, oder i richt
an andern hin

zu ihr —“

„Dös hat's nit
vonnöden! I geh

scho selm.“

„Da hast an-
statt 'n Amulett

a paar Ader-
kran'n (die beiden

Kinnbäden der
Mutter, die als

Schmuck ver-
wendet werden) an dei' Uhrhäng. I schenk

dir's, daß d' mir nit nachtragst,“ lachte Karl.

„s Amulett bhalt nur!“ entgegnete Loisl.

„D' Aderkran'n aber nimm i. Du bist
dengerst a rechta Katiakta, Karl! No, von

mir aus, satteln ma halt wieder um!“

Mit diesen Worten verließ er den Besen-
hinder und näherte sich der in ihrem Sonntags-

staate prächtig einherschreitenden Genzi, die,
anfängs verlegen, bald gar freundlich that

und einen dankbaren Blick zu Karl hinüber-
sandte, der mit stiller Freude nach dem Paar

schaute, das sich mit seiner Hilfe wiederge-
funden. — —

Gleich darnach begann die Predigt, an
welche sich der übrige Gottesdienst anreihete.

Die Heiterkeit, welche sich Karls während seiner
Unterredung mit Loisl bemächtigt hatte, ver-

schwand allmählich, als er sah, wie sich nach
dem Gottesdienste die Familien und Befreun-

deten zusammen thaten und gemeinsam sich
nach der Bechtstube begaben oder zum Abstiege

anschickten. Niemand kümmerte sich um ihn.



Ed. Wagner

„Schau nur,“ meinte der Besenhinder-Karl, „dort kommt d' Genzi,
A Prachtmadl! Und wie schön ihr des grea Hüat sieht!“

Mehrere Degerndorfer Bauern warfen ihm gehässige
Blicke zu oder gingen hohnlachend an ihm vorüber.

Karl erinnerte sich der Vorstellungen, welche ihm
Trefsei gemacht, und konnte nicht umhin, ihr im stillen

recht zu geben. Er hatte sich von den Menschen ab-
geschlossen und dafür schlossen sie sich jetzt von ihm ab.

So lange er jung war, gestielen seine Sonderlich-
keiten; jetzt, im Alter, nannte man ihn einen „Fexen“,

wie ihn auch gestern der Aisenbauer genannt. Wäh-
rend er, etwas abseits auf dem Rasen lagernd, so

für sich hingrübelte, hörte er sich vom Menbauern angesprochen. Rasch erhob er sich, seinen Hut abnehmend.

„Du woast wohl nit, was passiert is, weil's so ruhi dastit?“ fragte ihn dieser.

„Was soll i wissen, Herr?“

„Grad hat mir oana d' Post bracht, daß dem Studenten, von dem i dir gestern erzählt hon, an Unglück passiert is. Er is heunt in aller Fruah von Brannenburg aus zum Grund aufsi, weil er di hat auffuachen und kenne lerna wolln. Und weil er dei' Höhln nit gfound hat, wollt er an Schuß mit seiner Pistola abgeben, um di außiz'lochn aus dein' Loch. Aber wie 's Unglück hat wolln, is eam der Lauf z'sprunga und a Trumm davon an 'n Kopf g'logn. Der Quatsjaga hat den Schuß g'hört und is eam nachganga und da hat er den jungen Menschen ohnmächti und blutüberströmt g'found. Schnell hat er von der Wochinger Mühl Leut g'holt und die habn den Studenten furt tragn auf d' Mühl, wo er si wieder erholt hat. Gottlob is sei' Wundn aber nit lebensgefährli!“

„Sapprama!“ rief der Besenbinder. „Dös is ja dengerst aus der Weis'. Na, dös Unglück! Und grad heunt muas i nit z' Haus sei!“

„Sei froh, daß d' nit dahoaam warst,“ entgegnete der Bauer. „Da wärs nit so friedli daglegn, wie i di troffn hon, denn dir schiebn's d' Schuld an dem Unglück zua, wenn's d' aa nix dafür kannst. Den Sonderling wollen's nimmer leiden da, sagn's, und da ham si a paar Manna aus der Nachbarschaft z'ammt ho und ham dei' ganz Nest zerstört, damit's di amal weiterbringa.“

Karl wurde bleich.

„Was, dös hätten's tho?“ rief er. „Die schlechten Leut! Was hab i eahne denn tho? No neamd bin i no zur Last gwen; so lang i leb, bin i mit dem z'frieden gwen, was andere verachtin. Mit Rattern, Frösch und Schnecken, mit Wurzeln und Kräutern hon i mei' Hunger g'stillt und niemals hon i bettelt, i hon meine ektl Kreuzer ehrl verbeant. Was hon i denn meine Mitmenschen tho, daß 's mi a so hassn und verfolgen?“

„I woast's, nix hast eahna tho, und dengerst san's deine Feind,“ erwiderte der Menbauer teilnahmsvoll.

„Und woast warum? Weil's d' halt alleweil guaten Muats bist, foa Sorg kunnst und neamd braucht hast. Neidi san's dir um dein' Frieden, und jetzt gebn's dir d' Schuld an dem Unglück, daß 's a Urjach habn für ihra Gwalthat. I bin dir quats Rats: geh die Leut die nächst Zeit aus 'n Weg; 's g'scheitst is's, du nimmst den Vorschlag von der Basl an und schlagst in Raubling dei' neue Hoamat auf. Verhalt di nit länger. Siehst ja, wie d' Leut scho z'ammastehn und her'schagn auf di. Druck di abseits, — i werd scho zu dei' Gunsten reden. Also, bhüat di Gott!“

„Vergelt's Gott, Herr,“ jagte Karl. Er sah wirklich überall nur feindliche Blicke auf sich gerichtet und fand es darum selbst für geraten, sich zu entfernen. Nur e in Augenpaar strahlte ihm glückselig entgegen,

die in heiterster Unterhaltung mit Lohli begriffen war und ihm freudig zunickte, als er an ihr vorüberschritt.

Auf einem vereinsamten Pfad schlug er den Weg zu seiner Höhle ein. Obwohl schon darauf vorbereitet, erschrak er dennoch über diese vollständige Zerstörung seines Felsenschlosses. Seine notdürftige Einrichtung war herausgeschleudert und zertrümmert, mit Ausnahme seines selbst gefertigten Sarges war nichts mehr ganz. Wutentbrannt und zugleich tief bekümmert saß er auf einem Felsen und blickte auf diese Verwüstung.

Jetzt fühlte er es deutlich, er hatte niemanden, der ihn liebte — er war ganz allein, ausgejagt, und dabei konnte er nicht einmal andern die Schuld geben, sondern nur sich selbst. Da sang die Drossel auf dem nahen Buche. Eine solch einschmeichelnde Weise hatte ihn einst veranlaßt, hier seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Jetzt kam es ihm vor, als sänge sie sein Abschiedslied.

Aus einer verborgenen Felsenspalte holte er dann ein Fläschchen hervor, in welchem er das Gift von erschlagenen Reptilien aufbewahrt. Ein böser Gedanke stieg in ihm auf, als er es zu sich steckte. Auch die Notkreuzer, die er gut verwahrt hatte, nahm er zu sich. Seinen selbst gefertigten Sarg blickte er lange schweigend an, dann sprach er, indem er ihn mittels eines schweren Steines zusammenschlug: „Mir is an andere Liegerstatt bstimmt, — brich nur z'ammt in Trümmer!“

Hierauf nahm er Abschied von seinem zwanzigjährigen, ihm so lieb gewordenen Heim. Die Thränen rannen ihm über die Wangen in den grauen Bart, als er nochmals rings umherblickte und jedem Plätzchen einen Abschiedsgruß zunickte.

Wieder sang die Drossel. Dankbar blickte er zu ihr auf, dann schritt er pfadlos über Stein und Geröll das Gebirge hinauf. Vor seinem Geiste schwebte das Grab Edis, — das war sein Ziel.

IV.

Die Nacht verbrachte er in einer leeren Almhütte am westlichen Abhange des Wendelsteins. Am andern Morgen wanderte er über Miesbach, woselbst er für eine Menge Ratterkranln, welche er in seinem Ranzen aufbewahrt hatte, sich neue Kleider und einen neuen Hut eintauschte, um nicht so heruntergekommen auszusehen und nicht Gefahr zu laufen, von einem Genarm angehalten zu werden. Auch wollte er dort, wohin es ihn trieb, nicht als Lump oder Vagabund erscheinen. Auf diese Art kam er unbehelligt über Holzkirchen und Starnberg nach Schöngemünd, dem Ziele seiner Wanderung.

Es war ein prächtiger Sommertag, als er in der alten Heimat anlangte. Schon neigte sich die Sonne dem Untergange zu, als er an der Hütte des Häublers Toni anklopfte, in welchem er vor mehr als zwanzig Jahren übernachtet und von der er ebenfalls als Flüchtling sich heimlich entfernen mußte. Wohl ward ihm geoffnet, aber ein fremdes Gesicht war es, das sich ihm zeigte. Wie es schien, war es eine

...aube, alte Frau, die vor ihm stand. Sie begriff
...mühsam die Frage Karls nach dem Häusler
...Loni.

„Drent im Freithof,“ erwiderte sie. „Alle zwoa
...ho längst gstorbn.“

Dies war grad der Weg, den er ohnedem ein-
...schlagen wollte. Mit eigenen Gefühlen überschritt er
...die Schwelle des Friedhofs; ein Schauer durchbebt
...einen Körper. War er
...och daran, diesen heiligen
...Ort des Friedens zu ent-
...oethen. Auch er wollte
...rieden haben, wollte sich
...enselben selbst geben in
...ermessenem Eigendün-
...el, weil er sich scheute,
...en nun beginnenden
...ampf mit dem Leben
...aufzunehmen. Er hatte
...hn nicht kennen gelernt,
...is ihm neidische Men-
...hen denselben aufzwan-
...en. Er hielt sich für
...u alt, ein neues Leben
...u beginnen, zu alt, um
...ie Gunst der Menschen
...u erbetteln, nachdem er
...ieselbe bis jetzt so leicht
...ntbehrt.

Der Besen-
...inder wußte ge-
...tau den Platz,
...wo die mit Mar-
...norsteinen ge-
...schmückten Grä-
...ber der reichen
...Bauern der
...Pfarrei sich be-
...anden, und er
...brauchte auch
...nicht lange zu
...suchen, um das
...Grab des Am-
...perbauern auf-
...zufinden. Hastig
...as er die auf
...dem Leichensteine
...eingegrabenen
...Namen. Er
...uchte aber ver-
...gebens jenen der
...Edigna; der Letzte der hier verzeichneten Namen war
...der des vor sechs Jahren in einem Alter von 42 Jahren
...gestorbenen Amperbauern, das mußte Edis Mann
...gewesen sein. Aber ihr Name selbst stand nirgends
...verzeichnet.

Sonderbar! Sollte der Zweifel über den Tod der
...Amperbäuerin, der vor einigen Tagen in ihm erregt
...wurde, doch berechtigt gewesen sein?

Die Neugierde, die sich seiner jetzt bemächtigte, ließ

ihn vorerst den eigentlichen Zweck seines Hierher-
...kommens ganz vergessen. Er wollte auf alle Fälle
...Gewißheit haben. Er erwog alle Möglichkeiten. Die
...noch bräutliche Bäuerin konnte ja in ihrem Heimat-
...dorfe beerdigt worden sein. Kurz, er war auf weitere
...Erfundigungen angewiesen und wollte sich sofort auf
...dieselben verlegen.

Da kam ihm, gerade als er aus dem Friedhof-

thore treten
...wollte, eine schon
...ältliche Bäuerin
...entgegen. Sie
...hatte ein Gebet-
...buch unter dem
...Arm und einen
...Krotenkranz in
...der Hand und
...war augenschein-
...lich im Begriffe,
...sich in die vom
...Gottesacker um-
...gebene Kirche zu
...begeben. Sie
...heftete einen ein-
...zigen festen Blick
...auf den riesen-
...haften Mann,
...dann rief sie;
...„Karl — ja, ja,
...du bist es!“ Sie
...hatte ihn trotz
...der langen
...zwanzig Jahre
...sogleich wieder-
...erkannt.

Der Ange-
...rufene sah über-
...rascht nach dem
...Weibe. Diese
...dunkelblauen
...Augen — war
...sie's oder war
...sie's nicht — noch
...ein Blick, und
...„Ebi! Ebi!“
...kam es von sei-
...nen Lippen. Die
...hellen Thränen
...liefen ihm aus
...den Augen, und
...mit heißen Küßen



Wutentbrannt und zugleich tief bekümmert sah er auf einem Felsen und blickte auf diese Verwüstung.

bedeckte er die ihm dargereichte Hand.
...„Hat mir's dengerst gschwant (geahnt), daß i heut
...no was inne werd!“ sagte die Bäuerin. „Und merl-
...würdi — grad an di, Karl, hon i denkn müassa und
...hab mir's gwünscht, daß i's erfahrn möcht, wo's d'
...lebst, auf daß i mei' Schuld an di endl' abtragn kann.
...Aber was hast denn, Karl? Hör doch 's flenna
...auf!“

„Ebi! Mei' Gott! I woaß ja nit mit der Freud

umz'gehn, i muß mi erst dran gewöhna. Andere Leut, glaub i, lacha, — bei mir is halt 's Konträr der Fall."

"Seit wann bist denn scho da?"

"Grad bin i kómma. Mei erster Gang war daher in Freihof."

"Wen hast denn da gsuacht?"

"Wen?" — Er stockte. Doch wollte er die erste glückliche Stunde nach so lan-

ger Zeit nicht durch eine

Lüge entweihen und so

sagte er mit einigem

Böarn: "I will

dir's sagen, Ebi,

wie's is; di

hab i gsuacht.

Seit dein' Hoch-

zettaag hab i's

nit anders

gwuift, als daß

d' gstorbn bist.

So hab i's seit

zwanzig Jahr

vermoant.

Siehst, die

Bleameln auf

mein' Huat,

die warn für

dei' Grab

bstimmt."

"So dank i

dir halt für

dein' guaten

Willn, Karl.

Unser Herrgott

hat mir's an-

ders bñimmi.

Dormals

wär's mir freili

recht gwen,

wenn i gstorbn

wär. Aber mei'

Bauer is so

guat mit mir

gwen, daß i

nach und nach

bin ausg'söhnt

worden mit

mein' Los.

Zwoa Buam

hon i und a

Deandl. Da

Bua studiert

auf an geistlin

Herrn, der ander

kriegt 'n

Hof, wenn er

in d' Jahr

kimmt. Mei'

Bauer is

vor sechs Jahr,

leider Gottes,

gstorbn, Gott

tröst sei'

arme Seel!

Ohne dös

Unglück wär

alles guat

gwen;

wie's halt

kimmt, so

muag ma's

nehma. Aber

iaß

verhalt ma

uns nit länger

da. Kimm

mit auf mei'

Hof, 's san

ja nur etli

Schritt hin,

da muagst

mir

erzählen,

wie's dir

ganga hat.

Mei', i

hon so oft an

denk

jezt nit ans

Essen und

Trinka. Mi

g'reut's

soviel, daß

d' di nit

schaamst,

mir so viel

Ehr zu

er-

weisen."

"Hast di

denn du

g'schaamt,

mir 's Otterngist

aus-

z'jougn und

mir in d' Amper

nachz'springa,

— wo-

hin i mu in

mein' hiezjn

Zieba verlaufen

hon," legte

sie etwas

verlegen

hinzu. "Dort

bin i freli

lange

Zeit zwischen

Lebn und

Sterbn

gwen, aber

unser

bi denkt, und recht freu i mi, daß d' di endl' finden laßt"

Karl kam sich wie betäubt vor und willenlos ging er an der Seite der sichtlich erfreuten Ebi ihren Hofe zu.

Dort kam ihnen ein hübsches, etwa zehnjähriges Mädchen entgegen.

"Kimmst scho wieder aus der Kircha z'ruck, Wuatta?" fragte das Mädchen verwunden.

"Ja, i bring en Gast mit. Wer moanst, Ebi, daß d's is? Der Beienbinder-Karl is's, von dem i ent' so oft erzählt hab."

"Ja, grüß Gott!" verneigte das Mädchen den Fremden sofort zutraulich die Hand reichend.

"Da dank Est halt recht schön, daß 's meine Wuatta's Leben g'reit' habi's."

Karl wußte darauf nicht zu erwidern und drückte dem Kinde herzlich die Hand.

Dann ward er in die Stube geführt und man bat ihn, sich's bequem zu machen.

"Schnell bring a Fischchen Bier und a Gräucherli," befahl die Mutter dem Mädchen, das eilig diesem Auftrage nachtrat.

"D mei," sagte Karl, "denk jezt nit ans Essen und Trinka. Mi g'reut's soviel, daß d' di nit schaamst, mir so viel Ehr zu erweisen."

"Hast di denn du g'schaamt, mir 's Otterngist ausz'jougn und mir in d' Amper nachz'springa, — wohin i mu in mein' hiezjn Zieba verlaufen hon," legte sie etwas verlegen hinzu. "Dort bin i freli lange Zeit zwischen Lebn und Sterbn gwen, aber unser



Die hellen Eprönen ließen ihm aus den Augen und mit heißen Küßen bedeckte er die ihm dargereichte Hand.

Fragment of text from the adjacent page, partially cut off.

Herrgott hat's wieder zum Guaten gwend't. Ja du Lump, du," sagte sie neckend, „bist mir halt dort im Kopf gsteckt. No, i bin dir alleweil quatsch Freunds blicbn, und in mei Testament hon i aa für di g'sorgt, wenn i di nit ehnda findn solt. Aber sag mir iaz, bist no alleweil a Selbstler, — alleweil no der alt Leut'scheu, wie du früha oana gwen bist?"

Karl erzählte nun kurz seine einfache Geschichte seit jenem Tage, wo er von Edis Vater davongejagt worden, und er verheimlichte auch die letzten Ereignisse im „Grund“ bei Branenburg nicht.

„No schau," meinte die Bäuerin, „so is's ja jehz an mir, dir z' helsen, so quatsch is's kann. So viel is's gwis, der Waldleben muasht aufgeben. Hast dir denn gar foan Gedanken für der Zukunft gmacht?"

„I hon seit etli Tag nur 's Sterbn im Sinn ghabt," antwortete da Karl der Wahrheit gemas, indem er unwillkürlich die rechte Hand auf die Brusttasche legte, in welcher er das Giftfläschchen wohl verwahrt hatte.

„No, 's Sterbn muasht ma sie anemal auf d' Lebt sparn," meinte Ebi, „mit dem hat's bei dir no lang Zeit; bist ja no nit so gar alt. Da muasht dir scho ebbs anders ausdenka.“

„I wüsst scho, was mir nit zwida wär!" Und Karl berichtete über die Kramerei zu Raubling und Treseis Vorschlag.

„Dös passet ja glei für di," meinte Ebi. „I werd sorgen, daß d' dös Häusl als Eigentum kriegst; i kauf dir's. Dann muasht halt wem zu dir nehma, der

Lehrer Gustav Peter für 1900.

dir behilflich is und für di sorgt, wenn's d' amal krank wärst. Hast denn gar neamd, den's d' gern um di habn möchst und den's d' glückli macha kaanust, wenn's d' eam amal dös Häusl vermachtetst?"

Karl dachte nach. Die Auenbauern Genzi und ihr Loisl — beide waren arm —, wenn er ihnen auf diese Weise zu einer Heirat und zum Glück verhelfen könnte! Das wär ein gutes Werk, und sie würden's ihm gewis danken.



Er streckte die Arme nach der untergehenden Sonne aus und rief wie jubelnd aus: „Ebi, Ebi! I kimm!“

Er sprach diesen Gedanken auch gegen Ebi aus, die alles ganz in der Ordnung fand.

„I werd scho sorgen, daß d' foa Not mehr kennst," versprach sie, „und glaub mir, wenn's d' an eigna Herd hast und a bisl a Sach, so wern di d' Leut aa respektiern. Woast," fuhr sie offenerzig fort, „am liebsten bhaltet i di bei mir da, aber mei' viel Leut lebn no, die uns seiner Zeit mitanand gnennt ham, und du woast ja selm, daß d' Welt boshaft is. Wir warn uns in der Jugend nit bstimmt und jehz san wir zu alt und müassn's scho lassn, wie's unser Herrgott gricht' hat.“

Also über dös redn wir nimmer; wir bleibn quate Freund durchs ganze Lebn, ja, ja, wir müassn's bleibn. Die größt Freud is's mir, daß i in der Lag bin, dir für deine alten Tag z' helsen.“

„Aber Ebi, in mein' Lebn hab i no von foan Menschen was angnumma! —“

„Von Fremden nit," unterbrach sie ihn; „aber i bin dir ja doch nit fremd. I zwing di, daß d' mei'“

Schenkung annimmst, oder aber, wir san gshiedne Leut! Sei staad iah — da kimmt mei jüngerer Sohn vom Feld hoam, a braver Bursch, der mir viel Freud macht.“

Der junge Mann begrüßte den Fremden ebenso herzlich, wie das vorhin seine Schwester gethan.

Im traulichen Gespräche vergingen die Stunden, und als es Zeit zum Schlafengehen war, führte der Sohn den Besenbinder ins Gasthaus, wo für ihn Quartier besorgt war. Andern Tags wollte Karl Abschied von der Bäuerin nehmen und zu Fuß nach München wandern, aber Edis Sohn hatte schon das Wägelchen hergerichtet, mit dem er ihn zur nächsten Eisenbahnstation nach Maisach fahren wollte.

So sehr sich Karl auch dagegen sträubte, verließ ihn Edi doch mit Geld, daß er in München bleiben konnte, bis der Kauf des Häuschens in Raubling vollzogen sei, welches Geschäft die Amperbäuerin sofort durch den Lehrer ihres Ortes einleiten ließ. Sie versprach Karl sogar, ihn dann in seinem neuen Heim zu besuchen.

Glott rollte das Fuhrwerk von dannen. Karl war es so zu Mute, als zöge er in eine neue Welt, in ein neues Leben hinein, und er fandte einen frohen Jubelschrei zurück zu der ihm nachgrüßenden Edi und ihrem Töchterchen.

Einige Monate später, an einem schönen Herbsttage, bezog der Besenbinder Karl sein neues Heim in Raubling, zugleich mit ihm das glücklichste Ehepaar auf Gottes weiter Erde: Loisl und Genzi. Der Kramladen war vollständig neu eingerichtet, und im Stalle standen zwei prächtige Kühe. Edi, die reiche Bäuerin von Schöngesing, hatte für alles gesorgt und der Genzi auf die Seele gebunden, den Alten so zu halten, als ob er ihr lieblicher Vater wäre.

Diese Sorge fiel aber der jungen Frau sehr schwer, denn Karl konnte und wollte sich durchaus zu keiner Bequemlichkeit verstehen. An die Stelle des frisch angeschafften Bettes ließ er trockene Moosstreu bringen und in der Stube drückte es ihn, weshalb er oft den ganzen Tag auf der Gredbank saß, sein Pfeifchen rauchte und dabei Besen band. Die meiste Zeit aber sah man ihn mit dem Schubkarren Besenreiser aus den Auen holen und die fertige Ware fortbringen. Sein Absatz ging bald ins Große, so daß er, während Loisl beim Bahnbau Arbeit fand und Genzi Wirtschaft und Krämerei besorgte, einige Gehilfsinnen anstellte und sein Besenhandel sich im ganzen Junthale ausdehnte.

Wenn Karl dann den ganzen Tag auf Wanderung war, freute er sich doch auch auf seinen häuslichen Herd und auf den herzlichen „Grüß Gott“ seiner Mitbewohner. Erst jetzt, im Alter, lernte er den Wert des traulichen Heims kennen und schätzen, und mit ihm ein Stück jenes Himmels, den die Menschen sich selbst auf Erden zu verschaffen vermögen. An Feierabenden mußte ihm dann oft das junge Paar vorsingen, und dann und wann ließ auch der Alte einen Gesang los, bei welchem sich freilich Loisl immer schmunzelnd an den Geistergesang des alten Siboto in der Falkensteiner Ruine erinnerte.

Edi kam, wie sie es versprochen, öfters mit ihren Kindern zu Gast und freute sich dann, daß es ihr gelungen, das Alter ihres Lebensreiters so zu verschönern. Und ganz merkwürdig war es, daß der Alte fast jedes Mal die Ankunft der Freundin ahnte; denn ohne benachrichtigt worden zu sein, jagte er dann zu Genzi: „Mir is's, als wenn heunt d' Erikaam!“ Und seine Ahnung bestätigte sich meistens.

Dann wurde dem Besenbinder stets das Herz weich, und es bedurfte nach Edis Wiederabreise immer einiger Zeit, bis er seinen gewöhnlichen Frohsinn wieder erlangte.

So vergingen wieder an zwanzig Jahre. —

„Vom langen Lebn wird ma alt,“ pflegte Karl zu sagen, wenn er sah, wie sich oftmals manche wunderten, daß er immer noch am Leben war. Aber mit dem zunehmenden Alter nahmen seine Kräfte mehr und mehr ab. Das Besengeschäft mußten allmählich Loisl und Genzi mit ihren nun auch herangewachsenen Kindern übernehmen. Der alte Karl saß jetzt meist auf der Gred, oder er rastete am Ufer des Juns und blickte mit unbeschreiblicher Sehnsucht den Schiffszügen nach, welche den Jnn hinabfuhren.

„Mit möcht i!“ rief er da oft in kindischer Weise aus. Und wenn die Fenster im Schlosse zu Neubauern, von der untergehenden Sonne bestrahlt, in hellem Feuer herüberglänzten, die Felsen des Kaisergebirges erglühten und die übrigen Berge wie mit violetten Schleiern bedeckt erschienen, da erhob er sich oftmals und rief der zur Rüste gehenden Sonne zu: „Mit möcht i! Mit möcht i!“

Es war an einem solch wundervollen Herbstabend, an dem der Himmel über und über in Gold und Purpur erstrahlte, als ihm Genzi so schonend als möglich das Hinscheiden der Amperbäuerin meldete. Tief ergriffen vernahm er die Nachricht; er sank in sich zusammen, und ein Leben ging durch seinen Körper. Dann aber, wie durch wunderbare Kraft getrieben, erhob er sich, streckte die Arme nach der untergehenden Sonne aus und rief wie jubelnd aus: „Edi, Edi! I kimm!“ Am selbigen Tage ging auch er zur Rüste.

Noch heutigestags aber erzählt man sich in den Bergen dort die seltsamen Begebenheiten von dem Besenbinder-Karl — dem „Mann im Grunde“.

Die Versuchung.

Von Franz Wichmann.

Es war die höchste Zeit, der Kreuzhofbauer mußte fort in die Stadt. Bis zur letzten Minute hatte er gezögert, und aus einem guten Grunde: es war ihm doch eine bedenkliche Sache, Haus und Hof auf mehrere Tage allein zu lassen. Freilich, seinen Diensthöfen durfte er vertrauen, die hatten sich nie etwas zuschulden kommen lassen. Aber seit sein Weib gestorben, war er unruhig und furchtsam geworden. Man hörte so viel von Unsicherheit im Lande, von Einbrüchen in den benachbarten Dörfern. Wenn die Spitzbuben es auch bei ihm versuchten! — Der größte Teil seines Vermögens lag zwar in sicheren Papieren in der Stadt, aber das Geld, das er auf dem letzten

Biehmarkt erlöst hatte, befand sich noch dort im Schreibtisch.

Drunten hatte der Anselm den Braunen an das Bägel ge-spannt, das ihn zur nächsten Eisenbahnstation führen sollte: ungeduldig knallte er mit der Peitsche.

Aber der Bauer ging noch immer unruhig in dem Schlafzimmer umher. Das Geld im Schreibtisch ließ ihm keine Ruhe. Wenn Diebe einbrächen, würden sie hier zuerst nachsuchen. Aber was sollte er thun? Mitnehmen, das war nicht weniger gefährlich, man konnte beraubt werden — oder es verlieren. Plötzlich kam ihm ein Gedanke. Er öffnete das Schubfach, zog etwas Zusammengewickeltes hervor und schob es unter den auf niedrigen Füßen stehenden Schreibtisch.

Dort so verloren hingelegt, war es am sichersten; da würde es niemand suchen.

Es war ganz finster unter dem alten Möbel, und nur, wenn man sich auf den Boden legte, hätte man es entdecken können.

Unser Quirin Walz lächelte verschmüht über seinen klugen Einfall und folgte jetzt beruhigt der Mahnung seines Knechtes.

Die Dienstboten standen alle unter der Thür, als der Herr davonsuhr. Des Nachbarn Alois, der auch auf die Station wollte, lenkte das Fuhrwerk, um es am Abend zurückzubringen.

„Wär' besser, der Herr hielte selbst nochmal Hochzeit, als daß er auf eine andere führ'“, meinte Bertha Birner, die Stallmagd.

„Ist doch seine Schwester, die Hochzeit hält,“ entgegnete Lisette Frühwein, die das Hauswesen versah, „da konnte der Herr nicht wohl daheim bleiben.“

„Ist aber auch eine Wittib, die sich den zweiten Mann nimmt; ich denke, der Bauer könnt's auch so machen.“

Anselm blickte die Stallmagd von der Seite an. „Meinst gar, du selber wärst recht für den Herrn?“

„Sein Geld thät' ihr schon gefallen,“ lachte Fridolin Hauser, der ältere der beiden Knechte.

Anselm unterdrückte einen Seufzer. „Ich wüßt' schon, was ich thät', wenn ich der Herr wär.“

Die Bertha stemmte die Hände auf die drallen Hüften und lachte ihn an. „Freilich, ein Jüngerer wär' mir schon lieber, aber einen armen Schlucker mag ich nicht.“

Dem Knechte schoß das Blut ins Gesicht. Was half es ihm, daß er das eitle, hübsche Mädchen gern

sah! Er wollte eine bittere Antwort geben, doch eine andere Stimme mischte sich ein: „Geld hat noch keinen glücklich gemacht, und der größte Reichtum — wie unser Herr Pfarrer sagt — ist die Ehrlichkeit.“

Die Stallmagd lachte verächtlich. Das sah der dummen Gans, der Lisette, ganz ähnlich. Sie konnte dieses stille, bescheidene Mädchen, das den ganzen Tag rastlos im Hause thätig war, nicht leiden. Und daß ihr der Anselm früher gut gewesen, mochte sie ihr vollends nicht vergessen. Wie konnte man nur dieses armselige Geschöpf, dessen eine Schulter höher war als die andere, und das nicht einmal ein hübsches Gesicht hatte, gern sehen! Nun, seit sie selbst auf den Hof gekommen, hatte sich das freilich geändert. Die beiden Knechte



Drunten knallte Anselm ungeduldig mit der Peitsche.

bemühten sich nur noch um sie, und das war es, was sie wollte. Ein ernstes Verhältnis einzugehen, kam ihr nicht in den Sinn, und das Beste war, es mit keinem zu verderben. So

stand sie sich am besten, denn schon oft hatten die beiden von ihrem kärglichen Lohne etwas abgespart, um ihr ein Band oder eine Schleife für ihren Sonntagsstaat zu kaufen. Letzthin hatte ihr der Anselm sogar einen Ring mit einem schönen grünen Stein geschenkt, auf den sie sich nicht wenig einbildete. Sie warf den rothhaarigen Kopf zurück und entgegnete spitz: „Ich denke, daß wir alle nicht weniger ehrlich sind wie du!“

„So betet zu Gott, daß ihr es bleibt und euch der Böse nicht in Versuchung führe,“ antwortete Lisette

in ihrer sanften Weise und ging davon, ihrer Arbeit nach. Sie wollte die Abwesenheit des Bauern benutzen, um das Haus gründlich zu putzen. Das Schlafzimmer, das der Herr den Dienstboten nur ungeru offen ließ, bedurfte schon längst der Säuberung. Dort wollte sie den Anfang machen.

„Thät' eine gute Pfarrersköchin geben, die Lisette, meint ihr nicht auch,“ spottete die Stallmagd, „predigen kann sie besser wie der hochwürdige Herr selber.“

Die Knechte lachten laut, so daß es die Verhöhlte im obern Stockwerk hörte. Von Anselm that es ihr wehe. Das Beste war: Arbeiten und Vergessen. — Sie kniete nieder und begann den Boden aufzuwaschen.

Unter den Möbeln hatte sich Schmutz und Spinnengewebe angeheftet; sie nahm den Besen am Stiel, um es fortzuführen. Unter dem Schreibtisch stieß sie auf

einen festen Gegenstand; sie zog ihn hervor und untersuchte ihn. Das klirrte und klang, . . . herrlich, das war Geld! Erschrocken schob sie den Pack wieder zurück, ohne weiter nachzusehen. Wie kam das Geld nur dorthin? Hatte der Herr es versteckt, — oder wußte er selbst nicht darum? Das Geheimnis begann sie zu drücken. Sie kam sich wie schuldig vor, daß sie darum wußte. Bis zum Abend hielt sie es aus. Dann, als man sich zum Essen um den runden Tisch in der Gesindestube setzte, mußte sie sich das Herz erleichtern. Es war doch besser, wenn alle darum wußten, damit es kein Unerbessener finde. So erzählte sie, was sie gefunden. Eine Zeit lang schwiegen alle; jeder blickte verstohlen auf den andern.

„Geld, das man findet, braucht man nicht abzuliefern,“ meinte Fridolin, „das ist kein Diebstahl.“

„Pfui, schäme dich,“ sagte Lisette entrüstet, „was wir nicht erworben haben, gehört uns auch nicht.“

„Wenn man nur wüßte, wie das Geld dorthin gekommen ist?“ bemerkte Anselm.

„Gewiß hat es die Selige dort versteckt, damit es der Herr nicht finden solle,“ rief Bertha.

„Der Bauer weiß gewiß gar nichts davon,“ fügte Fridolin hinzu.

„Wenn das wäre,“ begann Anselm, schwieg aber wieder unter dem ernstesten, strafenden Blicke, den Lisette ihm zuwarf. Aber bei sich dachte er's zu Ende: Wenn das wäre, dürfte man es ohne Gefahr nehmen. Wenn einem etwas genommen wird, von dem man nichts weiß, so hat man auch keinen Schaden davon. „Wieviel ist's denn?“ fragte er laut.

„O, es ist eine große Summe, — ich habe noch nie soviel Geld beieinander gesehen, gewiß ein paar hundert Mark.“

Die Knechte rissen Augen und Mund weit auf. Die Gewißheit, einen Schatz, den man nur zu heben brauchte, so in der Nähe zu haben, übte eine starke Wirkung auf sie. Armer Leute Kinder, die von früher Jugend an bei Fremden ihren karglichen Verdienst gesucht, wie sie sämtlich waren, hatten sie noch nie viel klingende Münze ihr eigen genannt. „In unserer Kammer findet man kein Geld!“ seufzte Fridolin.

„Wenn wir nur auch ein solches Päcklein hätten!“ setzte Anselm hinzu. Und im stillen dachte er, wie herrlich es sein müßte, sich neue Sonntagskleider und warme Handschuhe zu kaufen, und einen schönen Hut, in dem man auf der Kirchweih am nächsten Sonntag den Herrn spielen könnte. Und die Bertha sollte auch nicht zu kurz kommen. Die würde das Beste und Schönste erhalten, was sich finden ließ. Dann konnte sie ihm seine Armut nicht mehr vorwerfen, und er konnte ihr einen regelrechten Heiratsantrag machen.

Den Fridolin umgaukelten die gleichen Vorstellungen. Schweigend und verstimmt erhoben sich alle.

Niemand hatte Lust, noch etwas zu schaffen. Selbst Lisette schlich sich auf ihre Kammer, die Thüren waren ihr nahe; sie wußte selbst nicht, warum; aber eine unerklärliche Angst schnürte ihr die Brust zusammen. Erst im Gebet fand sie Ruhe und Frieden wieder.

Die Knechte schliefen nicht, wachend wälzten sie sich auf ihrem Lager, ohne es zu wagen, einander ihre Gedanken zu verraten. Am folgenden Morgen aber ward es Fridolin unerträglich.

„Man könnte einmal nachsehen, ob die Lisette wahr gesprochen,“ meinte er, als sie sich rüsteten, auf das Feld zu gehen. Anselm blieb stehen.

„Das wäre nichts Unrechtes. — Aber ich traue mir's nicht. Wenn der Herr zurückkäme.“

„Nein, der kann unter drei Tagen nicht wieder kommen. Wenn du Furcht hast, gehe ich selbst hinaus; nehmen will ich's natürlich nicht; nur einmal anschauen.“ Anselm blieb an der Treppe stehen, während Fridolin zum Schlafzimmer hinaufschlich. Wenn

mich nur die Lisette nicht hört,“ dachte er, „die ist so einfältig, mit ihrem Gewissen.“

Aber das Mädchen war mit der Stalbmagd im Hofe beschäftigt. Er sagte Man, warf sich auf den Boden und langte unter den Schreibtisch. Wirklich — da war es, hart und schwer. Er hielt einen alten schmutzigen Lumpen in seiner Hand und wickelte ihn auf. Ein gestricelter Beutel lag vor ihm. Mit zitternden Fingern

machte er ihn auf. Ein Sonnenstrahl fiel durch das Fenster. Wie das gleißte und blitzte! Gold, lauter Gold! Er hielt den Atem an, seine Augen weideten sich. Wenigstens zählen mußte er es doch. Das war eine unglaubliche Summe — ein ganzes Vermögen! Die Stücke klangen in seinen zitternden Händen. Dreihundert Mark! Er ließ das Geld in den Beutel zurückfallen und wog ihn in seiner Hand. Damit konnte man alles haben, alles kaufen, die ganze Welt. Unwillkürlich ließ er es in seine Tasche gleiten. Wie das schwer war! Er schlug mit der Hand darauf. Das klirrte und klang. — Mein Gott, wenn er ein reicher Mann wäre! Aber ein Gedanke erschreckte ihn. Die andern wußten darum, sie würden ihn verraten; aber teilen wollten sie, es blieb ja auch so für jeden genug. Er holte den Beutel wieder hervor, schob ihn an seinen Platz und kehrte leise zu Anselm zurück.

Als Lisette eine Viertelstunde später durch den Hausflur ging, sah sie die beiden Burtschen hinstehend am Fuße der Treppe stehen. Wie sie sich näherte,



Er warf sich auf den Boden und langte unter den Schreibtisch.

Schwiegen sie und blickten zu Boden. Wieder folterte sie die Angst und schnürte ihr die Brust zusammen. Als am Mittag die Knechte vom Felde heimkehrten, stand sie hinter der angelehnten Hausthür, ohne daß man sie bemerkte. Die Knechte sahen sich um, ob sie allein wären. Lisette rührte sich nicht. Wieder begannen sie zu flüstern: „Ich hab' die ganze Nacht davon geträumt, Fridolin.“

„Ich habe auch nicht schlafen können.“
„Wenn wir's hätten, könnten wir ruhig sein.“
„Hol du's, Fridolin!“
„Ich hol's nicht, hol du's!“
„Aber wir teilen ehrlich.“
„Natürlich!“

„Und die Bertha?“
„Die bekommt auch ihr Teil davon. Der Lisette brauchen wir nichts zu geben, die em' ich!“

„Aber wenn sie uns verrät?“
„A bah, das laß meine Sorge sein, die fürchtet ich vor uns.“

„Ich thät' es holen, aber ein Zehner muß dem extra gehören, der es vagt.“

„Meinetwegen!“
Sie schreckten auf, Bertha kam vom Stalle herein. Sie wies nach oben. „Ich hab' es auch gesehen!“

„Liegt es noch dort?“
ragten beide.

„Freilich, bis es einer Holt. Das gab' eine lustige Kirchweih, he!“

Sie waren durch den Flur der Treppe zu gegangen. Lisette schlüpfte aus ihrem Versteck.

„Kommt, das Essen ist fertig.“

Anselm schreckte zurück. Man mußte noch warten. Aber am Nachmittag sollte es geschehen.

Nach der Mahlzeit saßen sie wieder stumm und brütend da. Nur Lisette verließ das Zimmer und ging in den oberen Stock hinauf. Nach einer Weile hörte man in der Kammer ihre Schritte. Dann kam sie wieder herab, als Bertha sich eben entfernte, um nach dem Vieh zu sehen.

„Du gehst fort?“ fragte Anselm.
„Zur Mühle nach Bachau, das Mehl ist ausgegangen. Vor Abend bin ich wieder da.“

Die Knechte sahen sich an, die Gelegenheit war günstig. „Jetzt thut' ich's,“ flüsterte Anselm und schlich hinaus. Fridolin holte sich einen Krug frischen Most aus dem

Keller. „Morgen trinken wir Wein,“ dachte er, „daß soll ein lustig' Leben werden.“

Dem Anselm zitterten die Knie, als er das Schlafzimmer betrat. Mit fiebernden Händen griff er unter den Schreibtisch. Er fühlte nichts, das Geld mußte ganz hinten liegen. Er streckte sich auf den Boden aus, um tiefer hinuntergreifen zu können. Tod und Hölle, was war das! Er erreichte die Wand, ohne etwas zu greifen. Das Geld war nicht mehr da! — Der Fridolin, der Glende, hatte ihn betrogen! Der mußte das Geld genommen haben und suchte vielleicht in diesem Augenblick schon damit das Weite. Eine fürchterliche Wut erfaßte ihn. Er wollte aufspringen. Da lähmte ein jäher Schrecken seine Füße. Schwere

Tritte kamen die Treppe herauf, er kannte sie, es war der Bauer! Mit einem Satz stand er an der Thür, aber ehe er hinaus schlüpfen konnte, trat der Bauer bereits auf die Schwelle. Vom Schuldbewußtsein erdrückt, stand Anselm mit schlotternden Knien am Thürpfosten.

Der Kreuzhofbauer, der unten im Hause niemandem begegnet war, machte ein verwundertes Gesicht, als er den Knecht aus seiner Kammer kommen sah.

„Bin unerwartet heimgekehrt,“ sagte er kurz, „mein künftiger Schwäher hat sich den Fuß gebrochen, und die Hochzeit ist verschoben worden; da bin ich heut früh wieder fort, um daheim nach dem Rechten zu sehen. Aber was thust du da, Anselm?“

Der Knecht zitterte am ganzen Leibe. Was sollte er antworten? Sein halbes Leben hätte er gegeben, wenn ihm diese Qual erspart geblieben wäre. Das war nun die Strafe! Aber daran war sie schuld, die falsche, eitle Bertha, um ihretwillen hatte er es thun wollen; o, wie er sie in diesem Augenblick haßte.

Der Bauer wiederholte ungeduldig seine Frage. „Ich,“ stotterte Anselm, „ich hab' die Lisette gesucht.“
„Hier oben in meiner Kammer?“
„Sie hat hier gepunkt.“

Das war freilich schon gestern gewesen, aber dem Geängstigten fiel nichts anderes ein.

Der Kreuzhofbauer stampfte ärgerlich mit dem Fuße auf. „Hast du's noch immer mit dem Mädel? Du weißt, daß ich die Liebelei nicht will.“



„Wo hast du mein Geld, Schuft?“ so rief der wütende Mann.

„Aber sie ist ja gar nicht mein Schatz — die — die“
Er stockte aufs neue unter dem forschenden Blicke des Bauern, dem sein Benehmen verdächtig vorkam, und schlich mit gesenktem Kopfe aus der Thür.

„Er hat ein böses Gewissen,“ murmelte der Bauer, und von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, eilte er auf die Wand zu, kniete nieder und griff unter den Schreibtisch. Sein Gesicht entfärbte sich. Wahrhaftig, das Geld war fort. „Räuber, Diebe!“ kreischte er auf. Und mit ein paar Sägen sprang er die Treppe hinab.

Der Fridolin brückte sich eben aus der Hausthür, aber den Anselm erwischte er noch im Flur. „Wo hast du mein Geld, Schuft?“ so rief der wütende Mann.

Der so überraschte konnte kaum ein Wort hervorbringen. „Ich, — ich weiß von nichts!“

„Führe mich auf deine Kammer, ich will sehen, wo du es versteckt hast?“

Anselm öffnete alle seine Sachen, aber das Suchen blieb erfolglos.

„So hast du es bei deiner Liebsten verborgen. Wir werden es schon finden.“

Rasch ging er in Lisettens Kammer. Ihr Koffer war nicht verschlossen. Krampfhaft durchwühlte der Bauer den Inhalt.

„Da, da, — was hab' ich gesagt? — Da ist es!“

Er hatte ein paar Strümpfe und Taschentücher herausgeworfen, unten auf dem Grunde lag das entwendete Geld. — „Willst du gestehen, ihr habt mich gemeinsam beraubt!“

„So wahr mir Gott helfe, Herr, ich weiß von nichts,“ stammelte Anselm mit tödlichem Schrecken, „aber die, die — hat es nicht gethan.“

„So, das wollen wir sehen! — Wo ist die Dirne?“

„Fortgegangen, auf die Mühle, Herr!“

„So wird sie gleich zurückkommen, du bleibst bei mir, und daß du ihr kein Zeichen giebst, kein Wort redest, sonst schick' ich auf der Stelle nach dem Gendarm.“

Er hatte kaum ausgesprochen, als die Hausthür ging. Lisette kam in die Küche und stellte das Mehl ab. Dann schickte sie sich an, die Treppe emporzu steigen.

Als sie auf der obersten Stufe ankam, trat ihr der Bauer unvermutet entgegen, während Anselm sich zitternd im Hintergrunde hielt. „Wo ist das Geld?“ schrie er sie an. Sie schien wirklich zu erschrecken.

Dann aber sagte sie sich und sah ihm ruhig ins Gesicht. „Das Geld, das unter dem Schreibtisch lag!“

„Da, du weißt also?“

„Gewiß, ich habe es gefunden, als ich die Kammer putzte.“

„Und gestohlen!“

„Gestohlen!“ schrie sie auf. „Ich habe es fortgenommen, es liegt in meinem Koffer.“

„Freche Dirne, das wagst du mir zu sagen! Wo stehe es nur, ihr habt gemeinliche Sache gemacht, die hier hat es dir gegeben.“

„Anselm! Bei allen Heiligen, er ist unschuldig!“

„Wie die Lisette, das schwör' ich,“ rief der Knecht in plötzlich ausbrechendem Gefühle.

Der Bauer mochte nicht, was er denken sollte; Lisettens Rede, ihr offenes Geständnis entwarfmeten ihn.

„Sprich, wie kamst du dazu?“

„Ich nahm es, damit es niemandem in Versuchung führen sollte,“ entgegnete sie fest, und ihr Blick war Anselm, der glühend rot wurde und sich abwandte.

Der Bauer schloß, daß sie die Wahrheit sprach. Sein Herz schwand plötzlich.

„Wenn es so ist, Lisette! Du bist ein bravcs Mädchen, ich glaube dir.“

Freudige Röthe färbte die Wangen der Magd, weil sie den Verdacht gegen sich entkräftet, sondern weil sie den Geliebten gerettet sah. Um ihn hätte sie alles ertragen, selbst den schändlichen Verdacht eigener Schuld.

Als sie wieder fortgegangen war, schlich Anselm ihr nach. Im Flur begegnete ihm Bertha. Er würdigte sie keines Blickes und wandte ihr verächtlich den Rücken. Er war plötzlich ein anderer Mensch, ein reiniger, geknirschter Sünder geworden.

„Lisette,“ flüsterte er, als er die Magd im Hofe traf, „Lisette!“

Sie wandte sich um. „Was willst du?“

„Dir danken,“ sagte er mit niedergeschlagenen Augen. „Danken, wofür?“



Rasch mit glücklichem Lächeln ließ sie ihm ihre Hand, die er gütlich drückte.

Der...
Hand...
werde...
durch...
Der...
Knecht...
auf der...
und, m...
Küchen...
triff, ...
die Ge...
ja man...
Kammer...
ein sch...
alte An...
erhalten...
Wasser...
legte, so...
den für...
verwund...
Schwande...
Benderer...
Nicht g...
sprang de...
bern der...
daß er die...
bedingte...

„Daß du mich gerettet vor mir selbst, vor dem Bösen, — ich weiß es ja, nur um meinethwillen hast du es gethan.“

Das Mädchen schauderte. „So warst du wirklich im Begriffe, den Schurkenstreich zu thun?“

„Ja,“ rief der Burche in überquellender Reue, „und ohne dich wäre ich jetzt ein Verbrecher. Kannst du mir verzeihen, Lisette?“

„Wenn du wahrhaftig bereust, ja!“

„O Dank, — und — und kannst du mich auch noch ein wenig lieb haben, wie früher?“

„Lieber noch,“ sagte sie, „denn jetzt weiß ich, daß du nie mehr auf Abwege geräthst; diese Stunde wirst du nicht vergessen.“

„Niemals, niemals. — Aber eines schwöre ich dir: ich werde die Höllequalen der Angst, die ich ausgestanden,

fortan will ich vermeiden und arbeiten und sparen, für dich und für unser Glück; du machst mich reicher als alles Geld der Welt.“

Ruhig und mit glücklichem Lächeln ließ sie ihm da ihre Hand, die er zärtlich drückte.

Der kluge Handwerksbursche.

Der Maier Arnold war auf der Reise und, was sein Auseres betrifft, gegen die Gewohnheit vieler Handwerksburschen sehr sauber, ja man kann sagen, nobel gekleidet. Ein nagelneuer Kammgarnanzug, ein weißes Hemd mit Stehragen, ein schwarzes Filzhütchen, noch kleiner, als es der alte Napoleon trug, ein Paar hochabsatzige, gut-erhaltene Bottinen und eine von Gold sein sollende Uhrkette, die breit und dick sich über das Brusttuch legte, so daß man im Nothfall auch einen Radschuh dran hängen konnte, all dies gab ihm ein ganz „herrliches“ Aussehen, um so mehr, als auch der schwarze Schnurrbart gedreht und gedrickt war, als käm' unser Wanderer stracks aus dem Magnarenland.

Nicht ganz so nobel sah es im Wagen aus; da sprang der Hunger an den glatten Wänden hinauf, denn der Geldbeutel des Arnold war leer, ach so leer, daß er diesen Tyrannen mit dem besten Willen nicht bändigen konnte — wenigstens nicht auf herrliche Art.

„Doch wozu,“ sagte der Arnold „ist man auf der Reise und wozu giebt es reiche Bauern? Fechten wir also! Wer auf Reisen war und nicht gefochten hat, ist auch kein rechter Handwerksbursche!“

Auf einem Ausläufer des Schwarzwaldes unweit der Landstraße liegt im Schatten einer uralten, mächtigen Linde und im Spalier hochgewachsener, zitternder Pappeln, massiv und behäbig wie eine Ritterburg der alten Zeit, der Bühlhof, ein schönes, zweistöckiges Wohnhaus, dessen hellglühende Fenster und blendend weiße Vorhänge, ebenso wie die ausgedehnten, in gutem Stande befindlichen Oekonomiegebäude den Wohlstand des Bauern und die Tüchtigkeit der Bäuerin bekunden.

In der Wohnstube, wo Tisch und Stühle blank gecheuert, Holzwerk und Decke aber mit gelbem Ocker gut gestrichen, braun mase-

riert und mit wasserhellem Kopallack ausgezogen sind, sitzt soeben der Gendarm Schlaule und hat vor sich auf zinnernem Teller ein Stück Speck, Speck von erster Güte, mit so einladenden roten Streifen drin, — und neben dem Teller steht ein Glas echtes Chrieswasser und in der Hand hält er eben einen gar riesigen Laib Brot, von dem



Währenddem geht die Thüre auf, und in derselben steht der schmutze Arnold.

er nun, als waffengeübter Mann, mit Geschick ein gehöriges Stück herunterfäbelt.

„Trinke-n au,“ sagte der Bauer, ein weißhaariger Mann mit gutmütigem Gesicht, „trinke-n au, Herr Stationskummidant; trinke-n au, aß i nomol ischente cha. Oder isch des Chrieswasser am End nit guet?“

„Bühlbauer, prima Ware! Hab' noch nichts so getrunken,“ sagte der Gendarm, der die schwache Seite der Bauern kannte und wußte, daß sie in dem Maße willfähriger und freigebiger werden, als man sie lobt. „Auf Ehre, noch nichts so getrunken! Aber zu viel darf man doch nicht trinken, besonders, wenn man noch Dienst hat,“ fügte er bei, leerte aber doch das Glas auf einen Zug.

Währenddem geht die Thüre auf, und in derselben steht der schmutze Arnold, der hier nichts anderes als

fechten wollte. Aber beim Anblick des Gendarmen saßt er sich schnell: „Nüt für unguet, Buur, i ha wölle froge, ob Ihr Euer Farre no hänn. I bi vo Sikechilch, sott e G'meinsfarre chaufe, und do hett mer öpper g'hait, Ihr haige-n ein. Wie isch's?"

„I ha-n emol ein g'ha,“ sagte der Bauer, „aber er isch scho lang furt. Aber chömme numme-n ine, e Gläsli Chriesiwasser wird nüt schade, wemme so wit g'losse-n isch.“

„Hunger und Durst sinn just nit groß,“ entgegnete Arnold, „aber i will Euch nit verzürne-n und e weng mithalte. Chömme-n-er emol uf Sikechilch, so mache mer's wieder wett!“

Mit diesen Worten setzt er sich an den Tisch gerade gegenüber dem Gendarmen und spricht alsbald dem Speck und dem Chriesiwasser eifrig zu. Wenn der Gendarm dem Bauern etwas erzählte, daß dieser Mund und Nase aufsperrte, dann unterhielt sich der Arnold währenddem ebenso eifrig mit Chriesiwasser und Speck, und der Gendarm that dasselbe, wenn der Arnold dem Bauern Vortrag hielt.

Als sie beide gesättigt waren, brach der Gendarm auf, denn er habe noch eine weite Tour zu machen, wie er sagte, indem er dem Arnold freundschaftlich die Hand drückte.

Nach einigem Hin und Her über Farren, Kälb' und Kälber nahm auch Arnold seinerseits dankend Abschied vom Bauern. Seinem Dank fügte er noch die Einladung und die Bitte bei, der Bauer möge auch einmal bei ihm in Sikechilch vorstellig werden, wo man dann Chriesiwasser und Speck wett machen könne.

Der „Stationkummitant“ aber erhielt bald darauf einen kuriosen Brief. Dieser lautete wie folgt:

„Gehehrter Heer Stadionsgummitant!

Ich mus Inen noch meinen Dank aussprechen für die Nachsicht, die sie mit mir haben, indem daß sie mich als einen Bauer ansaen und war doch nur ein Schneidergesel als ich mit Ine Spel und Schnaps gegeben habe. Mir für ungut, daß ich sie so angelogen habe mit dem Bauern, es müste so sein wen sie mich nicht beim Betteln erdabben sollten. Im Ubrigen ihr ganz guter Freund und Zechspesel.

Nachschrist: Ja, wen sie wisten, wie ich heiße, — gelten, wären sie froh.“

„Das ist einmal ein frecher Spatz,“ sagte der Gendarm. „Man weiß nicht, ob man sich mehr über

sein Infognito beim Bühlbauer oder über diesen Brief wundern soll. Ein abgeseimter Spitzbube ist es auf alle Fälle. Na warte, wenn ich dich kriege!“

Aber bis der 1900er Kalender heraus ist, hat er ihn noch nicht gehabt.

Magdalen.

Von Anna Geis.

„So, Frau Hahn,“ sagte der Pfarrer, „ich habe das Meine gethan. Überlegen Sie sich's nun. Die Magdalen ist ein braves, fleißiges Kind, vielleicht lernen Sie sie lieben und machen gut, was an ihr gesündigt wurde.“

Die Bäuerin schüttelte den Kopf. „Sie verstehen sich nicht auf mich, Herr Pfarrer,“ entgegnete sie

aber ruhig, „so was liebt man nicht. Ich hab' da auch nichts zu überlegen. Mein Gewissen ist rein, ich that recht mein Leben lang. Das Mädchen ist Waife, brav und fleißig; warum soll' ich sie nicht auf den Hof nehmen? Ich brauch' eine. Alles andere geht mich nichts an.“

„Das machen Sie mit Ihrem Gewissen ab,“ erwiderte der Pfarrer. „Wer sich dünket, er siehe, der sehe wohl zu, daß er nicht falle, — wir sind allzumal Sünder.“ Als die Bäuerin unbeweglich blieb, fuhr er fort: „So kann ich heute, am Palmsonntag-abend, noch die Magdalen herschicken?“

„Mir ist's recht, Herr Pfarrer. Ich werd's auch dem Willem sagen.“

Sie geleitete den Pfarrer noch bis an die Straße und kehrte dann um, gefesselt

von dem Hauptes und langsam die wenigen breiten Steintrufen vor der Hausthür hinaufsteigend. Als sie in die Wohnstube rechts von der Hausthür trat, in der das große Ehebett mit den geblühten Kattunvorhängen den meisten Raum beanspruchte, war ihr Mann vom Hofe her über den Flur hereingekommen.

„Gut, daß du da bist,“ begann die Bäuerin unwirsch, „heute abend kommt . . . die Magdalen . . . von der Nählsitt . . . zu uns.“

Der Bauer fuhr zusammen. „Die Magdalen?“ fragte er fassungslos.

„Ja, der Pfarrer hat mir's angetragen. Am Freitag ist die Lisett gestorben und heute die Magdalen konfirmiert worden. Jetzt hat sie kein Unterkommen. Wir sind halt die Reichen, da geht's immer zuerst dran. Sie soll fleißig und brav sein. — Hoffentlich



Der „Stationkummitant“ aber erhielt bald darauf einen kuriosen Brief.

„Hält sie sich besser wie die Lisett,“ so fügte sie scharf hinzu und sah den Mann dabei an.

Er sagte gar nichts, sondern begann seine Pfeife zu stopfen und stierte vor sich hin. Die Nählisett war tot und ihr Kind — sein Kind! — kam als Magd auf den Hof! — Immer war ihm das Kind in Vorwurf gewesen, wenn er's gesehen, das blasse, stille Kind mit den blonden Haaren und blauen Augen. Und nun nahm's die eigene Frau auf den Hof!

Da hatte er als junger Bursch die Lisett, die in der Stadt das Kleidermachen gelernt, weil sie zu schwach zur Bauernarbeit war, bethört und hernach ließ er sie einfach sitzen, da er die reiche Müllerami heiraten sollte. Und er hatte doch die Lisett so lieb gehabt, so sehr lieb!

Die Lisett zog ihr Kind groß unter unendlichen Thränen, die keiner sah; sie klagte nie, sondern ging still und unverdrossen ihren dornigen Weg weiter. Das Thränenkind wurde ein hübsches, aber blaßes, leifiges Mädchen. Es sah aus wie eine Blume, die in Schatten aufgewachsen ist und der Sonne bedarf. Außer der unbegrenzten Liebe seiner Mutter hatte es nicht viel gehabt; es hatte immer nur den Mangel gefannt und den Kummer gesehen im Angesicht der Mutter, die noch auf dem Sterbebette bat: „Vergieb, daß ich dir ein solches Leben bereitere, und bleibe brav!“

Nun hatte die arme Magdalen niemand mehr, der sie liebte. Allein ging sie zum Altar im ärmlichen schwarzen Kleidchen, welches ihr die Mutter mit den letzten Kräften aus dem eigenen Einsegnungskleid zurechtgestutzt. Allein, mit rotverschwellenen Augen, wankte sie aus der Kirche in der Mutter Stübchen, wo deren Leiche aufgebahrt war. Da fand sie die Pfarrerin, als sie voll erbarmender Liebe nach dem einsamen Kinde zu sehen kam, das bei ihr wohnte seit der Mutter Tod.

„Geh du mit mir, Magdalen. Ich noch bei uns zu Mittag; mein Mann wird sorgen, daß du unterkommst. Morgen geh' ich wieder mit dir hierher und zum Begräbniß.“

Gehorsam, wie die Mutter es allezeit gelehrt, es zu sein, erhob sich das Mädchen. Aber unter der Thüre wandte es sich noch einmal, ließ an den Sarg, in dem die Mutter so bleich und still lag, und schrie auf: „Ach, Mutter, nimm mich doch zu dir!“

Noch lag der Schmerzenszug um den schmalen Mund, mit dem sie gebeten: „Vergieb, daß ich sündigte,“ — zugleich auch ein stiller Friedenszug, daß endlich der heiße, bittere Kampf zu Ende sei. Und das Kind sah auch den Zug, denn es war gewohnt, im Antlitz der Mutter zu lesen, und es erliefte den lauten Schmerz in dem Gefühl, daß der Mutter nun wohl sei.

Am Abend ließ Magdalen sich eben so ruhig und gefaßt vom Pfarrer zur Schulgebäuerin führen.

Die Frau stand in der Hausthüre, als das ungleiche Paar herankam. Der breitschulterige große Mann, das schwächliche kleine Mädchen an der Hand.

„Da ist sie, die kleine, brave Magdalen,“ sagte der Pfarrer nach der Begrüßung. „Ich wünsche von Herzen, daß sie hier eine bleibende Stätte finde.“

„Unsere Leut' bleiben alle lange hier,“ entgegnete die Bäuerin mit unerwärtlichem Gleichmuth. „Wenn die Magdalen fleißig ist und gut thut, mag sie auch bleiben.“

„Öffnet ihr nicht nur das Haus, sondern auch das Herz,“ sagte der Pfarrer leise, unter der Hausthüre stehen bleibend. „Ein Kind bedarf so sehr der Liebe.“

„Gehen Sie nur herein, Herr Pfarrer,“ sagte die Bäuerin gelassen, ohne die Bitte zu beantworten.

„Ich habe noch eine Schwerekrante zu besuchen, Frau Hahn,“ erwiderte der Pfarrer. „Gebe Gott das Beste für uns alle. Liebe Magdalen,“ so wandte er sich hierauf an das still danebenstehende Kind, „suche hier die Liebe zu erwerben, derer du bedarfst; bleibe allezeit gut und brav. Der Herr segne deinen Eingang hier, mein Kind!“

Sich zum Gehen wendend, setzte er hinzu: „Morgen geben Sie wohl dem Kinde noch frei, um die Mutter zu begraben!“

„Ich bin kein Unmensch!“ erwiderte die Bäuerin kurz; sie reichte dem Pfarrer zum Abschied die Hand und folgte dann dem Kinde in die Stube.

Da standen bereits die Schüsseln fürs Abendessen, und der Bauer, die beiden Knechte und die Magd saßen um den Tisch.

„Seh dich. Ich mit,“ sprach die Bäuerin kurz, aber nicht unfreundlich und schob das Kind hinter den Tisch neben die Magd.

„Mich hungert nicht, ich danke,“ sagte Magdalen leise; aber die Bäuerin schnitt ein Stück Fleisch ab, legte es dem Mädchen auf dem Teller vor und gab ihm ein Häuflein geröstete Kartoffeln. „Ich nur, ich; du brauchst Kraft. Nimm dir auch Dickmilch; das macht frisch.“

Langsam aß das Kind alles auf in dem gewohnten Gehorsam, der ihm zur zweiten Natur geworden. Als es auch noch ein paar Löffel Dickmilch aus der allgemeinen Schüssel gegessen hatte, leckte es seinen Löffel sauber ab und sah die Bäuerin einen Augenblick an.

Diese blickte nach ihrem Manne und begegnete seinen Augen. Sie hatte ihren Mann nie geliebt, aber sie war ihm eine gute Hausfrau gewesen. Heute zum erstenmale las sie in den blauen Augen des Mannes, mit denen sie ja auch das Kind anblickte. Sie las darin eine stumme, angstvolle Bitte, die sein Mund nicht auszusprechen wagen würde. Schweigend, ohne im geringsten zu verraten, daß sie ihn verstanden, aß sie zu Ende. Die Magd und die Knechte aber waren schneller als je fertig, und draußen in der Küche fuhren sie mit den Köpfen zusammen.

„Sackerlott,“ sagte Hannes, der jüngere, „das Kind ist ja eine Blamäsch für den Willem. Es gleicht ihm wie ein Ei dem andern.“

„Freuen kann sich das hier,“ warf die Magd hin, „es wird ein Leben haben wie im Himmel bei der Frau.“

„Reiß das Maul nicht zu weit auf, Karline, die Bäuerin ist so uneben nicht,“ meinte gelassen der ältere Knecht, der Peter. „Ich muß füttern gehen, komm, Hannes, lang' mir Heu.“

Die im Zimmer Zurückgebliebenen saßen derweil stumm bei einander, bis die Karline den Tisch abgewaschen hatte. Der Bauer stützte den Kopf in die Hand und sah vor sich hin; Magdalen wartete, daß man mit ihr reden würde. Sie erhob sich endlich schüchtern und kam hinter dem Tische hervor.

„Habt Ihr für mich zu thun?“ fragte sie gepreßten Tones und blickte die Bäuerin an. Diese stand beim Klange der Kinderstimme mit einem jähen Ruck auf, als sei sie im Traume gestört worden.

„Nein,“ sagte sie hastig und rauh. „Du kannst hier bleiben und im Gesangbuch lesen, du brauchst's. Dann sag' ich dir gleich, daß du bei der Karline schliffst. Ich hab' dir das Bett zurecht gemacht. Wenn du nachher müde bist, geh und leg dich.“

Das zusammenschreckende Kind keines weiteren Blickes würdigend, setzte sie sich in den lederbezogenen großen Lehnstuhl neben dem Kachelofen, so daß sie ganz im Schatten des Bettes saß.

Der Bauer erhob sich nun auch, langte seine kurze Pfeife von der Wand am Fenster, griff im Vorübergehen das alte Gesangbuch, welches auf dem hochbeinigen, gelbangezeichneten Pulte lag, in dem er seine Gelder und Papiere verwahrte, und legte es vor das noch immer regungslos dastehende Mädchen. Dann ging er schlurfenden Schrittes durch die Stube und klinkte die Thüre laut hinter sich zu.

Gedankenlos nahm Magdalen das Buch zur Hand und schlug es auf. Aber sie las nicht, sie merkte nicht einmal, daß sie das Buch verkehrt hielt. Ein Schleier legte sich ihr vor die Augen, der immer dichter wurde, bis plötzlich zwei dicke Thränen über ihre blassen Wangen flossen und schwer auf das aufgeschlagene Buch fielen. Da stieß das Kind das Buch zurück, verfränkte die Arme auf der Tischplatte, drückte den Kopf dagegen und weinte lautlos. Nur das heftige Zucken des kleinen, zarten Körpers gab Zeugnis von der Gewalt seines Schmerzes.

Die Bäuerin atmete tief und schwer, als sie das alles sah; aber sie regte sich nicht, und kein tröstendes Wort kam über ihre Lippen. — Sie war stets brav und sitstam ihre Wege gewandelt, hatte nur gethan, was recht war; ihr war's versagt geblieben, eigene Kinder zu haben. Nun mußte sie das uneheliche Kind ihres Mannes um sich im eigenen Hause dulden.

Es war ein seltsames Gefühl in ihr wach geworden, als der Pfarrer ihr am Morgen den Vorschlag gemacht hatte: Bitterkeit, Empörung, ein wenig Nachsicht gegen den Mann, der sie einst nicht gewollt und nur auf Drängen und Zureden seiner Sippe genommen. Nicht, daß sie ihn etwa so sehr geliebt hätte! Aber sie wollte ihn heiraten, weil er reich, hübsch und ein stattlicher Bursche war, der zu ihr paßte. — Ohne das Ereignis mit der Nähliett wär's vielleicht eine verhältnismäßig glückliche Ehe geworden. So aber

lag von vornherein ein Schatten auf ihrem Wege, und als nun gar die Ehe kinderlos blieb und gar der Bauer in den ersten Jahren ab und zu einmal seufzte: „Das ist meine Strafe, weil ich mich an der Lißett vergangen“ — da blutete das stolze Herz der Frau vor Schmerz und Zorn. Sie gebrauchte Sympthiemittel, sprach mit weisen Frauen, nahm ein, was ihr der alte Schäfer verschrieb, — alles half nichts.

So ward sie allmählich die verschlossene, rauhe Frau, als die sie erschien; ihr Inneres konnte keiner. Sie war fleißig, dem Manne eine sorgsame Frau, dem Gesinde eine gute Herrin, war wohlthätig wie nur eine im Dorfe, — aber alles thaten die Hände und der Kopf; das Herz nahm keinen Theil daran. So ging denn das Leben hin, schlecht und rein. Immer war Frieden im Hause, alles gedieh, es wurden von Tag zu Tag wohlhabender; und doch darboten beide im Herzen, die Frau tausendmal mehr als der Mann, denn er hatte doch einmal geliebt. Aber in ihrem Herzen war noch all die Liebe aufgespeichert, die Gott dem Weibe mitgiebt, denn zu allem dem war sie mütterlos aufgewachsen bei einem rauhen harten Vater. Wenn sie meinte, ihr Herz sei ru und still geworden, dann gerade schrie's manchmal aus in heißem Jammer. Und so hatte es auch gesprochen, als der Pfarrer das Kind brachte, nur nicht in Liebe, nein, denn die Liebe lag zu tief vergraben unter dem Schutte des Jammers all der Jahre. Deshalb konnte sie auch jetzt Magdalen weinen sehen, ohne sie zu trösten. Als aber das Kind jammervoll in schluchzen begann, rief sie: „Geh in die Kammer hinauf und leg dich ins Bett, dann kommt der Schlaf schon.“

Als habe das Kind nur auf diese Aufforderung gewartet, so hastig floh's hinaus und fragte in der Küche die Magd mit kaum verständlicher Stimme, ob ihre Kammer sei.

„Komm, armer Tropf,“ sagte diese mitleidig, jaß es an der Hand und leitete es die schon in Dämmerung gehüllte schmale Stiege ins Obergeschloß hinauf, wo ihre Kammer neben der der Knechte lag. Es war eine hübsche, helle, blaugetünchte Stube mit kleinen blanken Fenstern und einfacher, sauber geheizter Einrichtung. Für Magdalen war ein Strohsack auf den Boden gelegt und mit grobem Linnen bedeckt worden. Ein ungeheures Kissen und ein ebensolches Decken vollendeten das Bett. „Bis du das Bett von deiner Mutter kriegst,“ sagte die Magd wie entschuldigend. „Na, es wird schon gehen, denn du bist müde. Gute Nacht!“

Das noch immer schluchzende Kind nickte wortlos, streifte, als die Thüre ins Schloß fiel, hastig die Kleider herunter, ordnete sie trotz seines Schmerzes sorgsam auf einem Stuhl und kroch dann in die mächtigen Kissen hinein. Eine ganze Weile wimmerte es noch vor sich hin nach der Mutter; allmählich aber, als die Dämmerung ins Zimmer kam, verstummte es.

Als alles still im Hause war, kam die Bäuerin in die Küche und zündete einen Ofen an. Geräusch

os stieg sie dann in die Kammer der Magd und suchte nach dem Bette des Kindes. Aus den Kissen haute nur das schmale, verweinte Gesichtchen und in mageres, weißes Ärmchen, das sich's unter den Kopf geschoben hatte. Die blonden Zöpfe waren teilweise aufgelöst. Der Mund zuckte noch hin und wieder im Schläfe, und das arme Ding sah jammervoll rührend aus in der ungewissen Beleuchtung des in- und herzuckenden Flämmchens.

Die Bäuerin stand lange und schaute wie gebannt. Erst als das Kind sich regte und ächzend sich herumwarf, trat sie zurück und ging leise davon. Unter der Thüre hörte sie noch ein weiches, zärtliches „Mutter“ vom Lager her. Wie gesagt rannte da die Bäuerin hinab in ihre einsame Stube; sie löschte rasch das Licht aus und saß lange, lange im Dunkeln.

Am andern Tage ward Magdalens Mutter begrabt. Die Bäuerin selbst hatte das Kind an der Hand genommen und

zum Pfarrer gebracht. Im Pfarrhause erwartete sie auch seine Rückkehr. „Ich hätte die Magdalen gerne behalten,“ sagte die Pfarrerin, als sie mit dem Kinde vom Friedhofe zurückkam und alle im Pfarrhause dem dargebrachten Kaffee lebhaft zusprachen, „aber wir haben sieben Trabant und somit wenig Raum. Macht dem Kinde das Leben erträglich, Schulzenami; es ist ein so gutes, süßames Herz.“

Ein wenig von oben herab erwiderte die reiche, stolze Schulzebäuerin: „Bei mir haben's die Leute immer gut; es ist Raum und Kost genug, das solltet Ihr wissen, Frau Pfarrerin.“

„Ja, ja,“ seufzte die gutmütige Pfarrerin, „aber ein Kind braucht auch Liebe, Ami; ein wenig nur kann da schon viel thun.“

„Niemand kann gegen seine Natur handeln, Frau Pfarrerin.“

„Aber sich überwinden und bekämpfen.“

Die Bäuerin trank ihre Tasse leer, stülpte sie um und stellte sie so auf die Untertasse, wischte sich den Mund und sagte gelassen: „Ihr redet wie Euer Mann, Frau Pfarrerin.“ Dann verabschiedete sie sich mit der Magdalen.

Die wenigen Habseligkeiten der Lisett wurden später in des Schulzebauerns Haus geschafft, das Bett, ein einfacher Schrank mit Kleidern, eine große, farbenprächtigt bemalte Truhe mit schön gearbeiteter Wäsche. Alles andere ließ der Vormund des Kindes, zu dem

man den Gemeinerechner ernannt hatte, verkaufen und den geringen Erlös dem Kinde in die Spartasse der nahen Stadt einzahlen. Damit schloß Magdalens Kinderzeit ab.

Langsam arbeitete sie sich in die Lebensweise auf dem Schulzeshof ein und ward bald ein nütliches, schier unentbehrliches Glied desselben. Bei der kräftigen reichlichen Kost gedieh sie körperlich prächtig. Schon im ersten halben Jahr wuchs sie zusehends und ward voller und kräftiger. Anfangs hatte sie nur die Hausarbeit und leichte Gartenarbeit verrichtet, im zweiten Jahre aber ging sie aus eigenem Willen mit aufs Feld. Ohne daß jemand ihr etwas sagte, griff sie überall frisch an. Mit den Kräften wuchs ihr der Mut. Die Bäuerin verlangte nie etwas von ihr, aber Magdalen that gerade bei ihr, was sie ihr nur an den Augen absehen konnte. Dank beehrte und empfing sie nicht; allein ihre Stellung im Hause war mehr die eines Kindes vom Hause, als die einer Magd. Sie mußte die Zeitung vorlesen, die Sonntags kam, denn so verständlich und klar, mit so angenehmem Tone las niemand im ganzen Hause. Sie besorgte die Einkäufe in der Stadt und trug auch die Butter und die Eier zum Verkauf dahin.

Zuerst war ja Magdalens wegen ein starkes Gerede im Dorfe gewesen. Unbeirrt aber trug die Bäuerin den Kopf hoch und gab auf keine anzügliche Frage Antwort. Magdalen erfuhr von allem nichts, wie sie denn die einzige war, die von ihrem Vater nichts wußte und

achte. Sie merkte wohl im Laufe der Jahre, wie große Stücke der Bauer auf sie hielt, als sie sich erst einmal so recht eingebürgert hatte; aber sie dachte, dies sei der Lohn für ihre Bravheit und ihren Fleiß, und segnete im Herzen ihre treue, liebe Mutter, die sie dazu erzogen hatte. Niemand im Hause mißgönnte Magdalen den Vorzug, denn sie blieb dienstwillig und freundlich gegen jedes. Dabei hielt sie ihre Kleidung stets gut in stande und sah immer aus wie aus dem Ei geschält. Wohl war's ihr zuerst recht schwer geworden, ohne ein liebes Wort und eine freundliche Aufmunterung, ohne die Mutter sich zurechtzufinden. Da sie sich jedoch ihrer eigenen Armut und traurigen Lage bewußt war, strebte sie darnach, dieselbe zu bessern und zu heben, kurz sich sicher zu stellen. Das Kind fühlte, wie trotz aller Rauheit das Herz der Bäuerin allgemach mitzusprechen begann, und unbewußt der Kämpfe, die sein Dasein diesem Herzen bereitet, gelang es



Die Bäuerin stand lange und schaute wie gebannt.

ihm allmählich mit unermüdlicher Liebe und geduldi- ger Freundlichkeit festen Fuß zu fassen. Es gehörte allerdings mit dazu, daß ihm niemand etwas in den Weg legte, daß es unbeirrt denselben gehen konnte, denn für Kämpfe war diese arme Kindesseele noch zu jung und zu schwach.

Mit Altersgenossen verkehrte Magdalen wenig. Ihr einziger Ausgang war der ins Pfarrhaus und zu- gleich ans Grab der Mutter, das im Sommer immer wie ein Blumenbeet aussah.

Als Magdalen ihr achtzehntes Jahr vollendet hatte, wurde die Bäuerin plötzlich krank. Sie hatte sich am Bein verletzt, die Verletzung nicht beachtet und bekam so eine heftige Venenentzündung. Gefährlich war's nicht, aber sehr schmerzhaft und langwierig. Das unbewegliche Liegen war eine Qual für die rüstige, arbeitsame Frau. Es war gerade um die Zeit des Heu- machens, und das Mädchen hatte ungewöhnlich viel zu thun, da auch noch etliche fremde Mähdler angenommen waren. Sie setzte jedoch ihren Stolz darein, allem gerecht zu werden, und die Kranke sah ihr oft be- wundernd nach, wenn sie ab- und zuging, ohne je zu ermüden. Pünktlich erneuerte sie die Verbände und Umschläge an dem kranken Bein der Frau, kochte die ungeheuren Portionen für die Leute, wusch auf, hielt die Stube und Küche rein und fand noch immer Zeit, stundenweise mit ins Heu zu gehen. Es war ein heißer Sommer mit viel Gewitterschauern; jede fleißige Hand war da zu brauchen.

Eine alte Nachbarsfrau leistete währenddem der Kranken eifrig strickend Gesellschaft.

„Ihr habt einen klugen Streich gemacht, damals, als Ihr die Magdalen nahmt,“ sagte die alte Nach- barin eines Nachmittags, hörte auf zu stricken, rückte die mächtige Hornbrille auf die Nasenspitze und sah darüber hinweg die Frau an, die auf dem Bette lag und stumm vor sich hin sah. „Man meint, Ihr hättet gewußt, was in ihr steckt.“

„So was sieht man auch dem Menschen an,“ er- widerte die Frau trocken.

„Seht Ihr, man sollte immer Leute ohne Anhang in den Dienst nehmen, solche, die's recht nötig haben,“ fuhr die Alte fort, „da hat mein Schwieger eine, da liegen einem immer die Verwandten im Haus; das Mädchen ist nicht halb so sauber und fleißig wie die Lene, schaut nach den Burschen und verlangt schon wieder mehr Lohn. Die Lene aber ist in Glend und Not groß geworden, dann hier ins warme Nest ge- kommen und weiß, was es heißt, hübsch sicher im Trocknen sitzen.“

„Die Magdalen wär' auch so, wenn sie nicht in Not und Glend groß geworden wäre,“ sagte die Bäuerin scharf. „Da steckt ein guter Kern drin, und dann hat die Lisett sie gut gezogen. Die Lisett war ein braves, fleißiges Weibsbild; Gott hab' sie selig, die hat sich ihr Lob in der Magdalen großgezogen.“

Darüber kam Magdalen in die Stube mit dem Nachmittagskaffee für die beiden Frauen. Sie hatte den letzten Satz gehört, ihre großen blauen Augen strahlten und füllten sich mit Thränen. Mit zittern-

der Hand setzte sie das Kaffeebrett auf den Tisch, eilte an das Bett der Kranken, fachte deren Hand und sagte schluchzend: „Ihr lobt meine Mutter! Ach, ich danke Euch vielmals dafür, gerade Euch!“

Dann wischte sie ihre Thränen ab, ging hinaus und brachte Brot und Butter herein, langte die Tassen vom Eckbord, goß den dampfenden Trank ein und schüttete Milch nach, bis sich die Untertassen füllten.

„Laßt's Euch schmecken, ich geh' jetzt unsern Leuten den Kaffee bringen,“ fügte sie wieder ruhig hinzu und verließ die Stube. Die Bäuerin hatte vor sich hin- gebrummelt, sah aber doch dem schlanken hübschen Mädchen nach, wie's durch die Stube ging.

Gegen Abend, als Magdalen zum Nachtrinken- bereiten heimkam, brachte sie der Bäuerin einen großen Strauß von Monatsrosen, Aftern, Nelken und bunten Stiefmütterchen.

„Das ist von der Mutter Grab,“ sagte sie leise, „ich wollte Euch das bringen für Eure guten Worte.“

Die Bäuerin war allein. Sie hielt Magdalen am Kleide fest und fragte in ihrem gewohnten bes- sen Tone: „Warum sagtest du vorhin: gerade Euch?“

Das Mädchen erröthete tief, senkte den Kopf und stammelte: „Weil Ihr einen so musterhaften Lebens- wandel führt und meine Mutter doch —“ sie stockte und warf einen flehenden Blick auf die Frau, setzte dann aber hastig hinzu: „Und doch war sie so gut und brav.“

Die Frau nickte, ließ das Mädchen los und sagte: „Stell mir die Blumen dort ans Fenster, daß ich sie sehe.“

Als sie wieder allein war und der Blumenstrauß schmeichelnd vom Fenster herüber zu ihr drang, drang die starke, stolze Frau plötzlich das Gesicht in die Kissen und weinte bitterlich.

Ein paar Tage darnach kam die Magdalen eines Abends aus den Wiesen heim. Es war schon fast alles Heu eingebracht, nur von zwei größeren Wiesen, die ein wenig feucht und schattig lagen, mußte das Gras noch trocken werden, und Magdalen war nach dem Abendessen hinausgegangen.

Auf dem Rückweg begegnete ihr ein Bursche, des Gemeinderechners Jüngster, der ebenfalls einen Rechen über der Schulter hatte.

„Na, Lene, noch so allein draußen?“ fragte er nach dem Gruße.

„Es ist das letzte gewesen. Ich war gerade frei,“ erwiderte das Mädchen und wollte weitergehen.

„So eilt's doch nicht. Kannst doch einen Augen- blick stehen bleiben,“ fuhr er freundlich fort.

„Eile hab' ich grad' keine, aber ich weiß nicht, wozu ich stehen bleiben sollte. Wir gehen ja einen Weg ins Dorf, da können wir ja zusammengehen.“ Sie nahm das Kopftuch ab, wuschte den Schweiß von der Stirne und ging langsam weiter.

Schon immer während des Heumachens hatte des Gemeinderechners Henner ab und zu mit der Mag- dalen geredet, denn die Wiesen seines Vaters und die des Schulgebauers lagen bei einander.

Als man das We-
und am Ende hin-
„Aber laßt doch nicht
Magdalen sah auf
den Wiesen zu ihr
Borten hatte er's
zu klug und zu feil
auch dachte sie an
Schlechte, ohne Ran-
Schon hat vor ih-
und reich paßt nicht
nimm's gewohnt, h-
So erwiderte sie i-
jetz vermeiden? J-
schien.“
„Da hielt sie der-
nach hinterher.“
langten, Lene, ich
ja.“
Magdalen wurde
sie, welche Bursche
ein bloßer Streich
liche Stimme dem
und so sehr nach?
ist nur auch ein
ger und unterlag
„Wozu da u-
Henner?“ meinte
Mädchen nach ei-
kurze, summe
Bursch, in der sie
angelegen hatte
„Sag mir li-
nicht. Es i-
nicht. Ich will
nicht hören.“
Nag im Schul-
geschickt mir, laß
dal. Wir i-
behen und be-
allein zu blei-
Magdalen
sich los und
gehen. Er e-
nun mit dem
mich doch für
ja reißt klug,
ich hab' dich i-
Wie lange
ginger. Ich h-
„So mußte e-
um zu widerste-
konnte sie nicht
„Und ich wil-
während die W-
Wiesen.“ Es ge-
Sag mir, laß.
Die Wiesen
Mädchen misse
„Wenn du u-

Als nun das Mädchen den Wiesenpfad verließ und am Walde hinschritt, kam er rasch an ihre Seite. Aber lauf doch nicht so," bat er hastig.

Magdalen sah auf. Sie dachte es sich wohl, was an Burschen zu ihr trieb, denn in Blicken und Worten hatte er's häufig angedeutet; aber sie war klug und zu stolz, um sich's merken zu lassen. Und dachte sie an ihre Mutter, welche ihr die eigene Geschichte, ohne Namen zu nennen, als warnendes Beispiel kurz vor ihrem Tode erzählt hatte. „Arm und reich paßt nicht zusammen," hatte die Mutter oftmals gewarnt, „hüte dich also!"

So erwiderte sie kurz: „Was soll ich denn meine Zeit vertrödeln? Ich kann zu Haus noch immer was schaffen."

Da hielt sie der Bursche am Arme fest und sagte sehr bittender: „Geh um meinetwillen langsam, Lene, ich hätte dir was zu sagen."

Magdalen wurde dunkelrot. Der hübsche, frische Bursche neben ihr war doch in bloßer Strohwisch, und seine zärtliche Stimme bewegte das weiche Herz, das so sehr nach Liebe verlangte. Aber es war auch ein stolzes, gefestetes Herz und unterlag nicht so leicht.

„Weißt du was, Lene?" meinte das Mädchen nach einer kurzen, stummen Pause, in der sie sich angesehen hatten.

Sag mir lieber nichts. Es taugt nichts. Ich will auch nichts hören. Mein Platz im Schulzuhause fällt mir, laß mich allein! Mir ist am besten und bestimmt, allein zu bleiben."

Magdalen machte sich los und wollte gehen.

Er aber warf den Rechen nieder, hielt sie nun mit beiden Händen und rief aus: „Du sollst mich doch hören, Lene. Alles, was du da sagst, ist so recht klug, es kann mir aber nichts nutzen, denn ich hab' dich lieb, so lieb."

Wie lange hatte niemand mehr Magdalen das gesagt: „Ich hab' dich lieb!"

Sie mußte alle ihre junge Kraft zusammennehmen, um zu widerstehen; aber daß ihr die Thränen kamen, konnte sie nicht hindern.

„Und ich will's nicht wissen," erwiderte sie trotzig, während die Thränen über die heißen roten Wangen liefen. „Es geht mich nichts an und ist mir gleich. Laß mich los, ich will heim."

Die Mischung von Schwäche und Stärke in dem Mädchen entflammte den Burschen noch mehr.

„Wenn du mir sagst, daß ich dir ganz zuwider

bin, geh' ich gleich," sagte er leise und näherte sein hübsches, bräunliches Gesicht dem ihren so nahe, daß er seinen Atem fühlte.

„Es ist schlecht von dir, mich zu quälen," rief sie heftig, „laß mich los!"

Sofort trat der Bursche zurück. „Nichts gegen deinen Willen," sprach er innig, „ich weiß nun doch, woran ich bin, Lene, und ich laß' nicht ab."

Er hob seinen Rechen wieder auf und folgte ihr langsam. Sie eilte davon, als befäme sie's bezahlt, und kam außer Atem heim.

Die Bäuerin rief ihr sogleich, als sie ihren Tritt im Flur hörte. Noch erhitzt und verlegen ging Magdalen in die Stube. Der Bauer saß am offenen Fenster und rauchte; die Frau lag bereits im Bett. Vorsiehend betrachtete sie das Mädchen. „Du gehst

nicht mehr allein so spät in die Wiesen," sagte sie dann kurz, ohne zu fragen. Wortlos senkte Magdalen den Kopf.

Als sie später im Bette lag, weinte sie heimlich in die Kissen; ihre Festigkeit wurde ihr leid. Immer klang's ihr im Herzen: ich hab' dich lieb! — — —

Ganz spät erst kam die Karoline in die Kammer ohne Licht. Sie tappte an das Bett der Gefährtin und legte ihr etwas auf die Decke. „Einen schönen Gruß!" sagte sie dabei, begann sich anzuziehen und legte sich nieder.

Magdalens Herz hatte zu klopfen angefangen wie ein Hammer, als die Karoline die paar Worte sagte. Ein süßer Dufte drang von dem Etwas auf der Decke zu ihr. Sie wagte sich nicht zu regen, bis sie der Karoline schwere, tiefe Atemzüge hörte. Ganz zaghaft griff sie unter der Decke hervor und hielt einen mächtigen Strauß Rosen in der Hand. Sie wußte, daß nur im Garten des Gemeinberechners Rosen in solcher Fülle und Pracht wuchsen. Mit Entzücken atmete sie den köstlichen Dufte, dann erhob sie sich geräuschlos, warf einen Rock über und schlich sich auf bloßen Füßen in die Küche, um ein Gefäß mit Wasser zu holen. Ebenso leise kehrte sie zurück und stellte die Blumen auf ihren Schrank.

Am andern Morgen, als der Kaffee getrunken war, jeder an seine Arbeit ging und Magdalen den Tisch in der Wohnstube abwusch, sagte die Frau plötzlich: „Magdalen!"



Magdalen machte sich los und wollte gehen.

ir keiner erwiesen, seit meine arme Mutter tot ist.“ Der Bauer räusperte sich heftig, nahm sein rotes Aschentuch und schneuzte sich mit viel Geräusch. „Daß dir der Henner nachsteigt, ist doch kein Grund zu hen,“ meinte er dann verlegen und sah seine Frau an. „Das gerad' nicht,“ warf die Bäuerin spöttisch hin. „Aber meine Worte vielleicht — vielleicht noch was Anderes. Geht alle beide und schafft, da kommen doch andere Gedanken.“

Magdalen ging sofort hinaus, sie hätte nicht länger weilen können, sie mußte ihren Jammer irgendwo weinlein.

Der Bauer aber blieb mitten in der Stube stehen und sagte mit gedämpfter, aber fester Stimme: „Ami, laß das Kind nicht gehen; unter keinen Umständen! Mit ihm ist erst das Glück ins Haus gekommen, und ich kann nun alles wieder gut machen. Es ist gut und brav, so hübsch und fleißig. Sorg du, daß alles wieder ins Geleis kommt. Ich kann's nicht ertragen, das Kind aus dem Haus gehen zu sehen.“

Die Frau gab ihm keine Antwort; wartete noch eine Zeitlang und ging dann mit schwerem Herzen wieder an seine Arbeit.

Die Frau aber sah wie ersteinert da. Also mit dem Kinde, weinte er, sei das Glück eingezogen? Und er hatte keine Kinder — was war sein Kind! Er war aufgelebt, sein Herz und schon Trost und Ersatz im Dasein dieses Kindes, während sie noch kämpfte und litt.

Es war eine böse, schwere Stunde für die Frau, als sie mit ihrem eigenwilligen, hochmüthigen Herzen rang, bis sie sich endlich einestand, daß auch sie das Mädchen lieben gelernt hatte und es nicht mehr entbehren konnte. Und dann malte sie sich den Jammer aus. Sie wurde auf einmal von einer unerklärlichen Angst erfaßt um das Mädchen. Sie konnte nicht warten, bis die Leute zum Abendessen kamen. Was sie thun wollte, mußte sie bald thun; es war ihr, als sei jede Minute kostbar. „Noch dieser Augenblick ist dein, der nächste wird's vielleicht nicht sein!“ ging ihr durch den Sinn. Während des unthätigen Daliegens seither war so manches anderes in ihr geworden. Nun, wo ihr Herz sich durchgearbeitet hatte, verlangte es aber auch mit Macht sein Recht. Wie Fieber ergriff es sie. Im ganzen Haus war's so still, alle arbeiteten außerhalb; sie hielt's nicht aus. Langsam erhob sie sich und humpelte hinaus über den Flur, durch die Küche in den Hof. Aus der Scheune drangen Staubwolken heraus, da siebte der Willem Saatforn. Die Karline und die Knechte waren zum Kartoffelausmachen gegangen. Wo war nur die

Magdalen? Die Frau hinkte über den Hof und langsam und schwerfällig den Grasgarten hinauf. Da saß das Mädchen auf dem gefüllten Grastuch, hatte den Kopf auf den Knien liegen und regte sich nicht. Ganz nahe konnte die Bäuerin herangehen, da erst fuhr die Magdalen auf und starrte sie an wie eine Erscheinung.

„Jesses, Zhr!“ stammelte sie.

„Jawohl, ich! Keines sieht nach mir, jedes hat mit sich zu thun, da muß ich wohl selber kommen, wenn ich eins brauch'!“

Das Mädchen sprang auf, sagte die Scheltende unter dem Arm und sagte: „Seid ruhig, ich wär' gleich gekommen. Nun bring' ich Euch wieder hinein.“ „Bleib nur erst da, Magdalen,“ fuhr die Frau mit ganz verändertem Tone fort, „ich hab' dir nur wenig zu sagen, und hier stört uns keiner. Denk nicht ans Fortgehn, der Willem will dich nicht fortlassen und ich auch nicht. Du sollst immer bei uns bleiben, und der Henner kann zu uns ziehen.“

Das alles stieß sie hervor, um es nur rasch vom Herzen zu bekommen, und presste dabei den Arm des Mädchens fest an sich. Die Magdalen stand einen Augenblick wie erstarrt. Dann schrie sie auf: „Das wollt Zhr thun? Das wollt Zhr mir wirklich thun? Ich soll hier bleiben für immer — und der Henner — — ach, wenn ich doch nun meine Mutter hätte!“

Vor Glückseligkeit konnte sie nicht weiter reden; sie fiel der Frau um den Hals und küßte sie stürmisch.

„Zum Dank bring mich nur gleich auf der Stelle um,“ sagte diese trocken, „dann erbst du auch noch geschwind. Erst müssen wir aber noch den Willem fragen. Geh, ruf ihn in die Stube!“

Magdalen hielt an sich, bis sie die Frau im Zimmer hatte. Dann flog sie in die Scheune und stammelte atemlos: „Zhr sollt hineinkommen, schnell!“

„Ist denn die Frau wieder krank?“ fragte der Bauer erschrocken.

„Ach nein, ach nein!“ erwiderte sie strahlend. „Kommt nur, kommt!“ Sie zog ihn hastig am Arm in die Stube.

„Zhr Weiberleut seid ja aus Rand und Band!“ rief er drinnen. „Wo brennt's denn jetzt wieder?“

„Ja, ich denke, du wolltest, daß ich der Magdalen den Kopf zurechtsetze,“ meinte die Frau in gezwungenem Tone. „Da hab' ich dem Mädchen gesagt, daß sie immer bei uns zu bleiben hat und ihren Henner hierher bringen kann. Dafür aber muß sie Vater und Mutter sagen und uns als gehorsames Kind unterthan sein.“



Die Bäuerin aber bedeckte ihr Gesicht, um ihre Thränen zu verbergen.

„Und das soll wahr sein, wirklich und wahrhaftig wahr sein?“ fragte das Mädchen, faltete die Hände und sah den Bauer an. Der aber begann auf einmal zu schluchzen.

„Ami,“ sagte er mit Anstrengung, „was ich unrecht an dir that, vergieb mir! Jetzt seh' ich erst, was für einen Schatz ich an dir hab'. Die Zeit, die uns noch zu leben gegeben sein wird, will ich versuchen, alles gut zu machen. Wir sind ja noch rüstig und haben nun wirklich ein Kind.“

Hiermit nahm er die harte Hand seiner Frau in seine eigenen, harten, schwieligen Hände. Die Magdalen aber kniete neben dem Lehnstuhl nieder und streichelte der Frau Schulter und Arme. Die Bäuerin aber bedeckte ihr Gesicht, um ihre Thränen zu verbergen.

Das Lahrer Reichswaisenhaus



hatte zu Beginn des Jahres 1898 in Pflege und Erziehung 58 Zöglinge, wovon im Laufe des Jahres 12 entlassen und dafür 9 Knaben neu aufgenommen wurden, so daß sich am Jahreschluß noch 55 Zöglinge im Hause befanden. Davon kommen auf Baden 14, Altbayern 4, Rheinbayern 2, Preußen 25, Großh. Hessen 3, Sachsen-Koburg-Gotha 2, Sachsen-Altenburg, Württemberg, Elsaß-Lothringen, Schweiz und Frankreich je 1.

Die Reichswaisenhaus-Rechnung

wird seit Eröffnung des Hauses alljährlich in der für weltliche Ortsstiftungen gesetzlich vorgeschriebenen Form gestellt, amtlich geprüft und Großh. Ministerium des Innern ein Auszug daraus vorgelegt. Aus der Rechnung für das Jahr 1898 teilen wir hier folgendes mit:

Einnahmen.

Kassenvorrat am 1. Januar 1898	M 49.75
Zinsen aus Wertpapieren u. Kapitalien	22296.11
Verpflegungsbeiträge	340.—
Beim „Hinf. Voten“ u. eingegangen.	689.85
Von der Generalschule eingezahlt	7300.—
Sonstige Einnahmen	1176.71
Vermächtnis des am 13. März 1897 in Baden verstorbenen Fräuleins Auguste Brittwig.	10507.55
Vermächtnis der am 26. Januar 1898 in Obßshausen verstorbenen Frau Charlotte Süpfle	100.—

Zu übertragen M 42459.97

Übertrag	M 42459.97
Restempfang aus dem Vermächtnis des Herrn Louis Fuchs in Belleville	4509.45
Vermächtnis des am 8. April 1898 in Lahr verstorb. Privatmanns Herrn Wilhelm Hesel	80.98
Geschenk eines nicht genannt sein wollenden Wohlthäters als Fonds für die Feier des Sedantages	400.—
An Kapitalien behufs anderweiter Anlage zurückerhoben	4926.40
Summa aller Einnahmen	M 100746.86

Ausgaben.

A. Lasten und Verwaltungskosten.

Steuern und Umlagen, Versicherung gegen Feuerschaden, Zinsen aus Passivkapitalien, Bewirtschaftung landwirtschaftlicher Grundstücke und Gerätschaften, Porti und Frachten, Verrechnung, Bewirtschaftung der Aktivkapitalien, Sporteln u.	M 2584.05
--	-----------

B. Für eigentliche Anstaltszwecke.

Für Anschaffung von Schulbedürfnissen	M 317.11
Für das Aufsichts-, Wirtschafts- und Dienstpersonal und Arbeitslöhne	3795.90
Für Anstaltsgebäude, für Wasserversorgung und Hauseinrichtungsgegenstände	1162.71
Für Bekleidung	2625.40
Für Heizung und Beleuchtung	824.40
Für Lebensmittel	8598.10
Aufwand für Haustiere	1678.20
Krankheitskosten	62.80
Sonstiger Anstaltsaufwand	615.20

C. Uneigentliche Ausgaben.

Für vorausbezahlte Zinsen bei Verkauf von Wertpapieren	M 472.20
--	----------

D. Grundstocks-Ausgaben

Summa aller Ausgaben.	M 99880.50
Kassenvorrat am 31. Dezember 1898	866.36
Summa	M 100746.86

An zinstragenden Kapitalien sind angelegt:

a. bei der Reichsbank in Wertpapieren	M 83869.40
b. hypothekarische Anlagen	456900.—
c. bei der Sparkasse Lahr	889.70
d. bei der Lahrer Gewerbebank	4000.—
e. bei der Lahrer Kreditbank	11445.—
f. beim Lahrer Bankverein	2738.40
g. bei dem Bankhause Groß-Heinrich in Neustadt a. d. S.	4000.—
h. Albert Bürlin-Fonds	27382.04
Summa	M 589702.64

An dem Vermögen des Hauses ist die Oberlehrerschule mit dem von ihr an den Fonds abgelieferten Betrage von 200000 Mark beteiligt.

Lahr, 20. Januar 1899.

Albert Guth
geschäftsführendes Mitglied des Verwaltungsrats für das Erste deutsche Reichswaisenhaus.